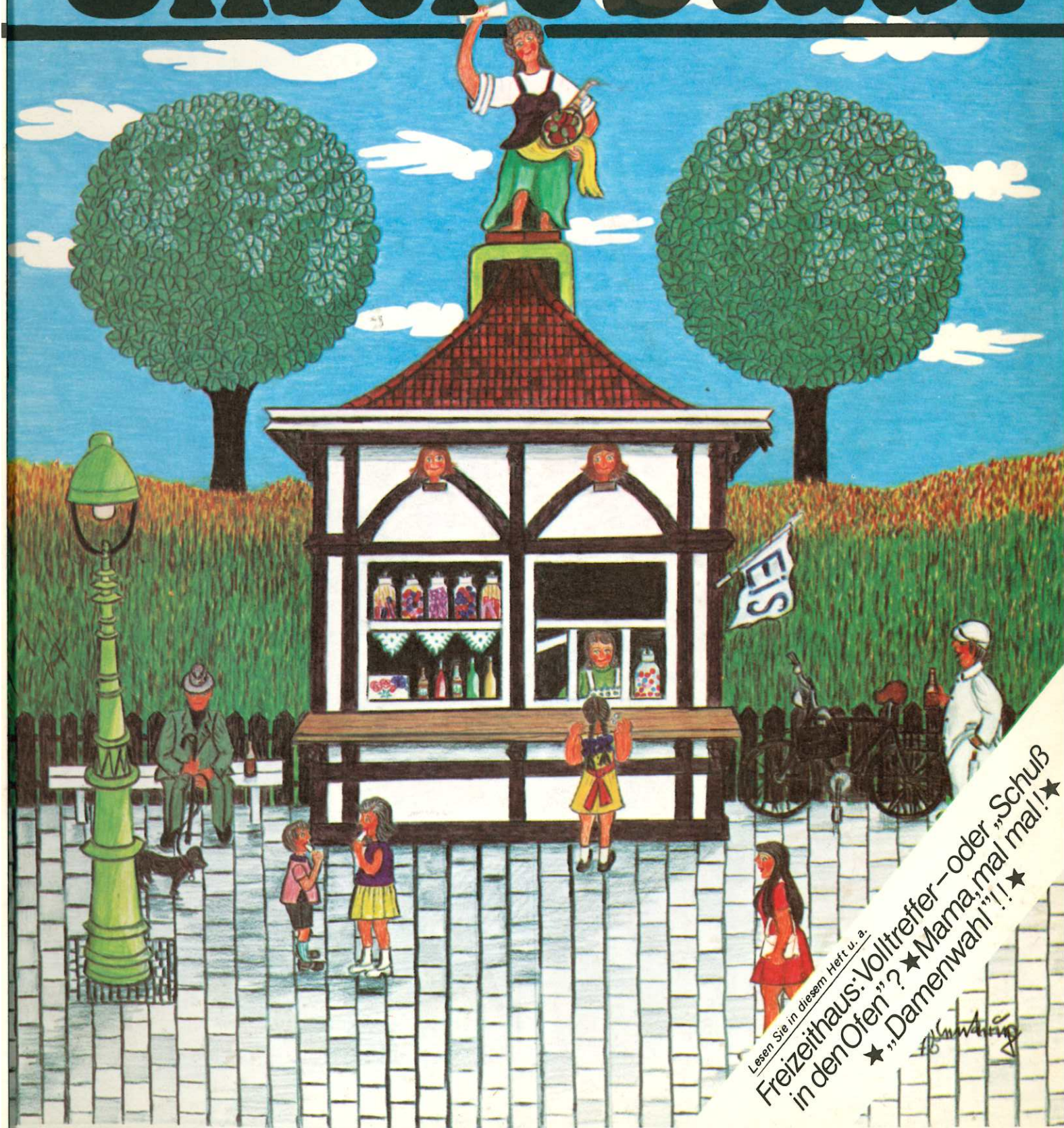


BÜRGERILLUSTRIERTE

2/75

Unsere Stadt



Lesen Sie in diesem Heft u. a.
Freizeithaus: Volltreffer – oder „Schuß
in den Ofen“? ★ Mama, mal mal! ★
★ „Damenwahl“!! ★



UNSERE STADT

Illustrierte für die Bürger der Stadt Herne, herausgegeben vom Oberstadtdirektor durch das Presse- und Informationsamt der Stadt Herne.

„Unsere Stadt“ erscheint in einer Auflage von 20.000 Exemplaren und wird kostenlos verteilt.

Die meisten Autoren sind Journalisten bei den in Herne erscheinenden Tageszeitungen. Ihre Meinung deckt sich nicht in jedem Fall mit der Meinung des Herausgebers und der Redaktion.

REDAKTION

Manfred Gutzmer (verantwortlich für den gesamten Inhalt)

Anschrift der Redaktion:

4690 Herne, Rathaus, Friedrich-Ebert-Platz 2; Presse- und Informationsamt der Stadt Herne; Telefon (02323) 59 54 25

MITARBEITER

Heide Amthor-Zeppenfeld, Helmut von der Gathen, Hans-Georg Grommes, Bernd W. Holzrichter, Helge Kondring, Heinz Kurtzbach, Martin Peters, Friedrich Rossmann, Günter Rubach, Werner Rusch, Bernhard Graf von Schmettow, Werner Schuchna, Gabriella Wollenhaupt.

FOTOS

Felix Freier, Reiner Glebsattel, Hans-Georg Grommes, Winfried Labus, Peter Monschau, Helmut Nagengast, Helmut Orwat, Jürgen Pecek, Friedrich Rossmann, Gabriella Wollenhaupt, Wilhelm Zehrt, Bildarchiv der Stadt Herne.

GESTALTUNG

Wilhelm Zehrt

4690 Herne 1, Otto-Hue-Straße
Telefon (02323) 5 35 13

HERSTELLUNG

Druckerei der Stadt Herne

Aus dem Inhalt:

Von Bernd W. Holzrichter

Die First Ladies und ihre besseren Hälften

Fotos: Felix Freier / Jürgen Pecek

Von Helmut von der Gathen

Bottleships „Made in Herne“

Fotos: Helmut Orwat

Von Friedrich Rossmann

Der kurze schöne Traum vom großen Airport

Fotos: Rossmann / Bildarchiv der Stadt Herne

Von Heide Amthor-Zeppenfeld

Ein Unternehmen ohne Konjunkturprobleme

Fotos: Grommes / Monschau

Von Hans-Georg Grommes

Die Hibernia-Schule – ein pädagogisches Modell

Foto: Grommes

Von Manfred Gutzmer

Mama, mal doch mal!

Foto: Winfried Labus

Von Gabriella Wollenhaupt

Damenwahl – Das weibliche Zehntel im Rat der Stadt

Fotos: Wollenhaupt

Von Bernhard Graf von Schmettow, Heinz Kurtzbach und Martin Peters

In der Diskussion: das Freizeithaus

Fotos: Wilhelm Zehrt

Von Helge Kondring

Sie jagen die Made im Speck

Foto: Peter Monschau

Von Werner Schuchna

Damen, die keinen Pudel kennen

Foto: Helmut Nagengast

Von Günter Rubach

Neues aus der Unterwelt

Fotos: Reiner Glebsattel

Von Werner Rusch

Emils „letzter Wille“

Grafik: Wilhelm Zehrt

In eigener Sache

Gescheite Anregungen, dachten wir, sollte man ruhig auch dann aufgreifen, wenn sie diesem oder jenem lächerlich erscheinen. Gemeint ist das fast schon ein Jahr alte, arg strapazierte Jahr der Frau, das ja weltweit dazu anregen sollte, die Rolle des Mannes einmal sorgsam unter die Lupe zu nehmen. Deshalb haben wir Frauen sozusagen als Lupe benutzt, um die Männer besser zu erkennen. Und weil die Bürgerillustrierte ein kommunales Blatt ist, haben uns natürlich zuerst die Männer interessiert, die dieser Kommune, dem neuen Herne, das Gepräge geben. Es sind dies der Oberbürgermeister, Manfred Urbanski, und der Oberstadtdirektor, Dr. Karl Raddatz. Beide sind verheiratet, so daß nichts näher lag, als in Ruhe - während der Dienstzeit natürlich - nach den beiden ihre Frauen zu fragen. Im Hause Urbanski hat für „Unsere Stadt“ der Wanner WAZ/WR-Redakteur Bernd W. Holzrichter angeklopft, bei den Raddatzens Lokalchef Heinz Kurtzbach. - Nicht minder bedeutsam erschien uns der neugewählte Herner Rat. In seiner Gesamtheit hat er sich längst vorgestellt, denn sowohl die Sitzungen des Plenums als auch die seiner Ausschüsse sind öffentlich. Aber auf rund zehn Prozent der Sitze im Herner Rat sitzen Frauen; und die interessierten uns - die gewählten Männer mögen es verzeihen - ganz besonders. Gabriella Wollenhaupt hat sie, drei von der SPD und drei von der CDU, interviewt und fotografiert. - Unser Beitrag zum Thema Frauen in Herne wäre mit Berichten über die amtlichen und halbamtlichen Damen natürlich nicht komplett. So haben wir in unserer Stadt eine leibhaftige und dazu erfolgreiche Unternehmerin entdeckt: Dr. Bodack-Christian, die kaufmännische Chefin eines bedeutenden Stahlbauunternehmens. Zunächst hatten wir überhaupt Mühe, im Bereich der ört-

lichen Wirtschaft eine Frau ihres Ranges zu finden, und als wir sie endlich hatten, erklärte uns Frau Dr. Bodack-Christian freundlich aber sehr bestimmt, daß sie nur gemeinsam mit ihrem Partner in der Geschäftsführung, mit Karlheinz Haardt, „aussagen“ werde; die Betonung des weiblichen Elementes im sogenannten harten Männergeschäft wollte sie nicht. Für diese Frau, scheint uns, hätte die Gleichberechtigung gar nicht erst erfunden werden müssen. Geschrieben hat den Bericht für „Unsere Stadt“ die Herner WAZ-Redakteurin Heide Amthor-Zeppenfeld. - Als hartes, bisweilen feuchtes Männergeschäft wird auch der Kegelsport angesehen. Das muß aber offenbar nicht so sein. In Herne jedenfalls gibt es eine Reihe Frauen, die es besser wissen; sie haben der Stadt den Ruf eingebracht, eine Keglerinnen-Hochburg zu sein. Lesen Sie dazu einen Bericht des Ruhr-Nachrichten-Sportlers Werner Schuchna. - Und last not least haben wir uns im Bereich der bildenden Künste nach Frauen umgesehen - um zu erfahren, daß auch hier zahlenmäßig die Männer überwiegen. Die Künstlerin, die wir fanden und vorführen, Anna Mentrup, ist so etwas wie eine Spätberufene. Sie war schon rund 60, als sie zu malen begann. Was sie dann malte, fanden wir attraktiv genug, um eines ihrer Blätter auf der Titelseite dieser Bürgerillustrierten zu reproduzieren. Es ist das Bild einer Trinkhalle, die auf der Gelsenkirchener/Ecke Bickernstraße in Wanne-Eickel stand, bis die Stadt sie 1970 für das Heimatmuseum an der Unser-Fritz-Straße kaufte. Gebaut wurde die „Bude“ 1902, zur Blütezeit des Jugendstils, für eine Gelsenkirchener Selterwasser-Fabrik. - Thema für manche Kritik und manches Lob waren in den vergangenen Jahren immer wieder das Freizeithaus im Revierpark Gysenberg und die sozialpädagogischen Konzepte und Rezepte, die mit eingebaut waren. Nach Brand und Wiederaufbau des Freizeithauses im Frühjahr stellte die Revierpark-Geschäftsführung mit dem brandneuen Haus einen neuen

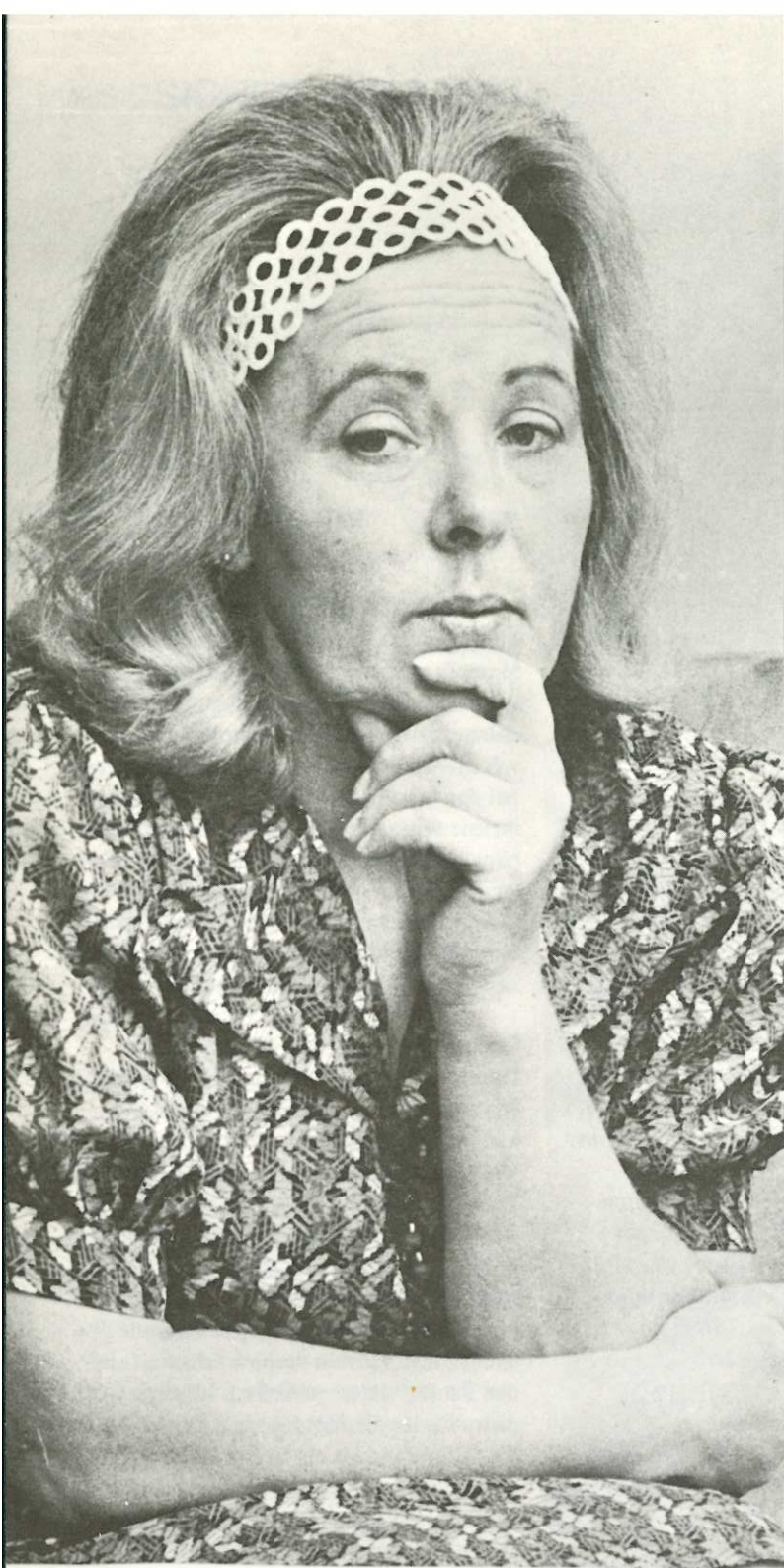
Verwendungszweck vor, das sogenannte Partizipations-Modell. Und auch darüber gab es bald schon in der Öffentlichkeit sehr abweichende Meinungen. Das Für und das Wider haben wir im vorliegenden Heft darzustellen versucht. Wir lassen einen der beiden Revierpark-Geschäftsführer, Bernhard Graf von Schmettow, das Für erläutern, das (sehr engagierte) Wider formulierte Heinz Kurtzbach, und auch einen am Freizeithaus-Programm aktiv teilnehmenden (partizipierenden) Bürger haben wir um seine Meinung gebeten. Wir haben ihn, Martin Peters, im Revierpark Nienhausen gesucht und gefunden, weil es dort schon reichere Erfahrungen mit Programmen und Modellen gibt. - Und hier in Kürze die weiteren Programmpunkte der Bürgerillustrierten: Günter Rubach, Leiter des städtischen Tiefbauamtes und damit U-Bahn-Bauherr, erläutert die Pläne und Probleme des Stadtbahnbaus in Herne; in die Eigenart und Konstruktion der Hibernia-Schule führt Hans-Georg Grommes ein; Friedrich Rossmann, Fotograf und Flieger, erzählt, warum Herne keinen internationalen Airport hat; was ein städtischer Lebensmittelüberwacher so tut, wenn er überwacht, hat Helge Kondring beobachtet; und Helmut von der Gathen schließlich hat für die Bürgerillustrierte etwas ziemlich Verrücktes entdeckt: daß nämlich die teuersten und begehrtesten original Hamburger Flaschenschiffe aus Herne kommen.

Ihre Redaktion



Die First Ladies

und ihre besseren Hälften



Früher, auf dem Dorf, da wäre sie die „Frau Oberbürgermeister“ gewesen. Zu ihrem Leidwesen ist sie es bisweilen auch heute noch: Sigrun Urbanski, fünf Jahre lang „First Lady“ in Wanne-Eickel und nun, im neuen Herne, laut kommunalpolitischem Drehbuch wieder in der gleichen Rolle. Eine Rolle, mit und in der sie lebt, manchmal leben muß. Und dazu eine Rolle, die sie sich nicht selbst ausgesucht hat. Denn als Manfred Urbanski 1958 in die Politik einstieg, da wurde sie nicht gefragt.

Wenn der Oberbürgermeister Urbanski heute politische Entscheidungen fällt, dann fragt er Sigrun Urbanski auch heute noch nicht. Da bleibt die Frau - um eine der Lieblingsformulierungen des Herner OB zu benutzen - „außen vor“. Nicht, daß sie sich raushält. Im Gegenteil. Den (bereits getroffenen) Entscheidungen gibt sie schon mal Kontra. Und dann wird im Hause Urbanski kritisiert, argumentiert, diskutiert; dann gibt's auch von Zeit zu Zeit ein kleines bißchen Zoff. Der, dessen ist sich die Frau des ersten Manns in Herne gewiß, meist eindeutig endet: „Er sieht die Berechtigung der Kritik ein - gibt's aber nicht immer zu.“

Es gibt allerdings Angelegenheiten, in denen Sigrun Urbanski die Entscheidungen fällt, in denen ihr Mann sie um Rat angeht: In Sachen Ausstattung ist die gelernte Modistin geschmack- und tonangebend. Wenn der OB einen neuen Anzug braucht - „Auf die Idee käme er von alleine gar nicht.“ - dann bestellt sie ein paar zur Auswahl. Eine der häufig gestellten Fragen: „Was ziehe ich heute an?“ Nach einem Blick in den Terminkalender wird das geeignete Stück Textil rausgelegt. Selbstverständlich samt passender Krawatte.

Apropos Terminkalender: „Wenn ich mir den täglich ansehe“ - und dabei verschwindet für einen Moment das Lächeln - „dann mache ich mir oft Sorgen; dann frage ich mich: Wie schafft er das eigentlich.“ Seufzen, kleine Pause. Und schließlich, eher trotzig: „Aber das hat er ja selbst so gewollt.“

Fraglich, ob für Manfred Urbanski das, was „er ja selbst so gewollt“ hat, so belastend ist, wie es seiner Frau erscheint. Er scheint's ja wirklich zu wollen. Einmal den Beruf. Den Geschäftsführer des Essener Kreisverbands der Gewerkschaft ÖTV nehmen nicht nur die normalen Bürozeiten in Anspruch. Dann die Partei. Ortsvereine, Arbeitsgemeinschaften wollen Manfred Urbanski „haben“, Parteivorstand und Fraktion sind obligatorisch. Last not least das Amt des Oberbürgermeisters. Rats- und Ausschusssitzungen und nicht zu vergessen die vielfältigen Aufgaben der Repräsentation. Sport-, Züchter- und Sammlervereine verlangen die Anwesenheit des ersten Repräsentanten der Stadt ebenso als ihr „Recht“ wie Verbände und Interessengemeinschaften. Und nach dem Offiziellen wird es häufig noch später. Anschließend - zur Entspannung - drischt der OB nämlich oft einen zünftigen Skat.

Das familiäre Pendant zum Skat mit Kollegen und Genossen ist das Doppelkopfspiel im Verwandtenkreis. Möglichst regelmäßig, wenn auch meist erst spät am Abend. Und hier kann auch Sigrun Urbanski mitmischen. „Mein Mann spielt besser als ich“ - auf das freimütige Eingeständnis folgt eine kritische Anmerkung: wenn's beim Spielpartner mal nicht so läuft, dann „meckert“ der OB. Beim Doppelkopf sind in der Regel zwei Spieler aufeinander angewiesen, bilden eine Mannschaft. Und offenbar kann es sich Manfred Urbanski nicht verkneifen, im Fall einer Niederlage dem schwächeren Mannschafts-

teil dessen Fehler, die das ganze Team treffen, anzukreiden. Parallelen zur Politik? Diese Frage müßten wohl die Rats- und Parteimannschaft Urbanskis beantworten.

Nicht von ungefähr vermischen sich im Gespräch mit der Frau des OB die Themen Kommunalpolitik und Privatleben zwang- und wahllos. Denn das spiegelt den Tagesablauf der Urbanskis wieder. Manchmal geht es bereits kurz nach Mitternacht los, denn für einige Bürger scheint der Oberbürgermeister Anlaufadresse bei Kümmernissen jeder Art zu sein. „Wenn irgendwo randaliert wird“, beklagt sich Sigrun Urbanski, „dann kommt es schon mal vor, daß statt der Polizei mein Mann angerufen wird.“ Bei Theken-Wetten wird Manfred Urbanski als Briefkastenonkel angesehen „und häufig klingelt das Telefon auch um drei oder vier Uhr früh“. Bei solchen Gelegenheiten wird das inoffizielle Amt der „First Lady“ (das ja vornehmlich darin besteht, mit dem OB verheiratet zu sein) zur Last, zum Ärgernis.

Wenn Sigrun Urbanski solche Begebenheiten erzählt, wird sie „echt zornig“. Ein wenig resignierend berichtet sie dagegen über ein Dauer-Ärgernis, das ihr der „Nebenberuf“ ihres Mannes bereitet: das häufige Alleinsein, die Unmöglichkeit, ein „normales“ Familienleben zu gestalten. Die 16jährige Tochter der Urbanskis, das meint jedenfalls die Mutter, kennt das nicht anders: „Sie ist damit aufgewachsen.“ Dennoch, sie nahm den Vater auch schon frontal: „Ach, sieht man Dich auch mal wieder, ich wollte mir schon ein Bild von Dir malen.“

Die Repräsentationspflichten eines OB haben für Frau Urbanski aber auch eine angenehme Seite: Als „First Lady“ kann - und häufig: muß - sie an der Seite des OB „mitrepräsentieren“. Eine Tätigkeit, die ihr offensichtlich Freude bereitet. Und das hält sie ihrem „Fred“ zugute: wohin er sie mitnehmen kann, dahin

nimmt er sie auch mit. „Man lernt viele Menschen kennen“, Sigrun Urbanski schwärmt fast, „kommt viel rum; wir haben immer viel Spaß, wenn wir irgendwo eingeladen sind - und wir sind immer bei den letzten.“ Die Repräsentation liegt ihr, sie fühlt sich dabei nicht nur als Anhängsel des Oberbürgermeisters - auch wenn sie weiß, daß sie gerade bei diesen Gelegenheiten im Bewußtsein ihrer Umgebung fatal in die Nähe der verschmähten „Frau Oberbürgermeister“ rückt.

Doch nicht immer stehen gemeinsame Unternehmungen auf dem Abend- oder Wochenendprogramm. Insgesamt dreimal, so erinnert Sigrun Urbanski sich, war sie zusammen mit ihrem Mann im Theater. Sie geht öfter solo, wenn Manfred Urbanski verhindert ist. „Doch dann kommt diese Fragerei: Ach, sind Sie schon wieder alleine“. Der Ärger läßt ihre Stirn kraus werden, „jeder bemitleidet mich. Ich bin deshalb schon oft in den Pausen sitzen geblieben.“ Das sind dann wieder die Momente, in denen ihr die Öffentlichkeit ein wenig Angst zu bereiten scheint, in denen sie das weithin eingeschränkte Privatleben beklagt. Diese Momente kommen auch, wenn Wildfremde an der Wohnungstür klingeln und die „Frau OB“ - wenn der Herr OB schon abwesend ist - mit persönlichen Problemen konfrontieren, „die mich wirklich belasten“. Aber inzwischen weiß sie: das gehört dazu. „Wir dürfen uns nicht so frei bewegen wie andere.“ Einsicht und mindestens ebensoviel Resignation stecken in diesem Satz.

Die Ausnahme vom Alltag des Lebens einer OB-Familie ist der gemeinsame Urlaub, der regelmäßig im eigenen Wohnwagen in Süddeutschland oder in Kärnten verbracht wird. Da wird alles anders gemacht als zu Hause. Man steht auf, wann man Lust hat; schwimmt, wandert, spielt, wie es gerade Spaß macht. Hier herrscht kein Terminkalender. „Die Urbanskis“

eben, nicht die Familie des Oberbürgermeisters. Beim Wanne-Eickeler Wandertag, der siebte fand in diesem Jahr statt, ist die Fortbewegung zu Fuß schon wieder ein Teil Amtsverpflichtung, auch wenn, wie Sigrun Urbanski versichert, „die Teilnahme für ihn mehr als ein dienstliches Vergnügen ist.“ Ähnliches gilt für die Cranger Kirmes, wo ein Privatbummel zu zweit allerdings nicht mehr möglich ist. Wie auch in diesem Jahr, beginnt der Familienurlaub zwei, drei Tage nach der Kirmeseröffnung. Zehn Tage Kirmes - das wäre nun doch zuviel.

Und im Urlaub ist, wie gesagt, alles anders. Dann steht Manfred Urbanski sogar als erster auf. Zu Hause undenkbar. So schwer, wie er zum Einschlafen kommt, so schwer kommt er nämlich aus den Federn. Bleibt brummig bis zur ersten Tasse Kaffee. Ein Morgenmuffel? Sigrun Urbanski widerspricht. So streng will sie ihren Mann nicht beurteilt sehen. Aber sie kennt nur ein einziges Mittel, um Brummeleien nach dem Aufstehen zu vermeiden: „Bis zum Frühstück sprechen wir nicht.“

Bernd W. Holzrichter



Sind Zufälle noch Zufälle, wenn sie sich häufen? Egal eigentlich. Jedenfalls haben zwei Zufälligkeiten die Lebensbahnen der Brigitte Raddatz, geborene Duncker, entscheidend gelenkt: daß die Kriegswirren sie und gleichzeitig den jungen Karl Raddatz ins hinterpommersche Treptow auf die Penne verschlugen, und daß es an einem Sommertag im Jahre 1958 regnete.

Den Kriegswirren darf sie die Bekanntschaft zuschreiben, die schließlich in die Ehe mündete, dem 58er Regen darf sie danken, daß ihr Mann heute Oberstadtdirektor dieser neuen Stadt Herne ist.

Zufälle? Die Sache mit dem Oberstadtdirektor ist jedenfalls eine verblüffende Geschichte, und Brigitte Raddatz erzählt sie frank und frei: es war 1958, und es regnete, und der Karl Raddatz, Doktor der Jurisprudenz mit überstandener Referendarzeit, floh in den „Lichtburg“-Eingang. Es stand schon jemand da, auch einer ohne Schirm: Rechtsrat Hans Raabe. Es kam zum Gespräch, über das Wetter vielleicht, aber auch über Wichtigeres. „Was machen Sie denn so?“ hatte der vor der Nässe geflüchtete Stadtrat den vor der Nässe geflüchteten Juristen gefragt. „Hm, naja“, oder ähnlich wird Karl Raddatz geantwortet haben, denn just zu diesem Zeitpunkt stand er an einer beruflichen Wegegabelung. Was tun? Ins Anwaltsbüro? In die Industrie, in den öffentlichen Dienst? „Kommen Sie zur Stadt“, sagte da der Rechtsrat.

Der junge Doktor jur. ging zur Stadt. Als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter. Und erarbeitete eine neue Friedhofssatzung. „Da“, sinniert seine Frau, „weiß er heute noch bestens Bescheid“. Sie sagt es so, daß sie ungesagt sagt: nicht nur da.

Die Vereinbarung zwischen Dr. Raddatz und der Stadt Herne ist jetzt 17 Jahre alt, man hat sich aneinander gewöhnt. Er hat



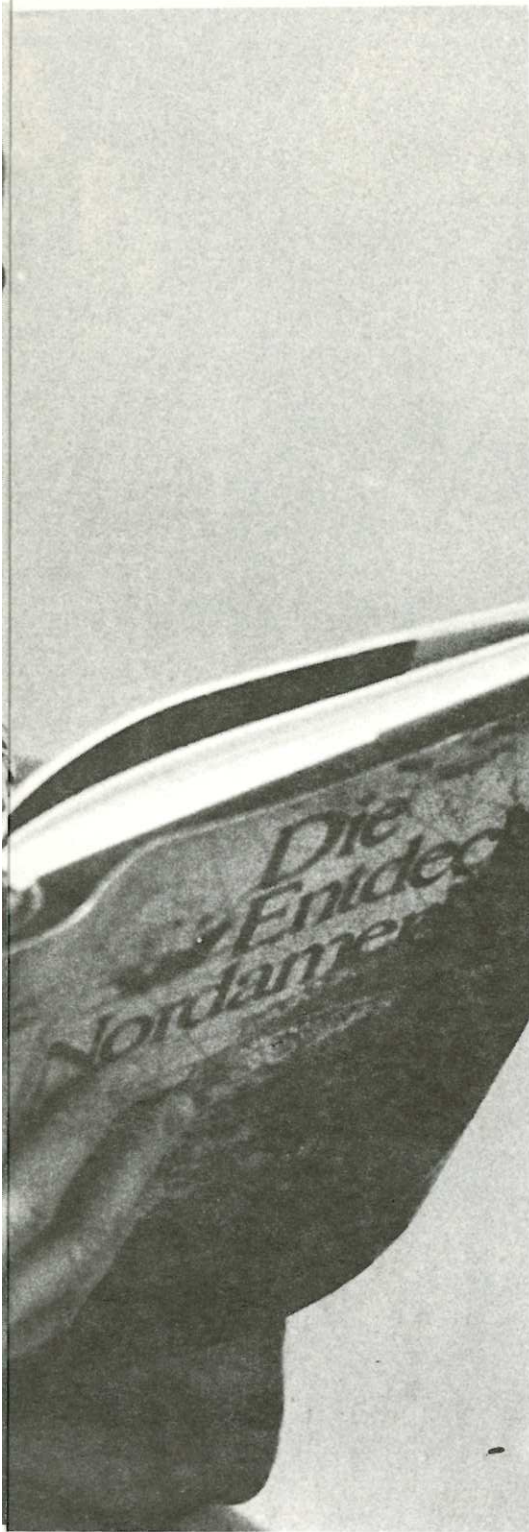
sich durchgearbeitet, durch Satzungen und alle möglichen Ressorts. Und jetzt ist er der Chef.

Die Ehe der Frau Brigitte Raddatz ist auch 17 Jahre älter geworden; gewöhnt hatte man sich schon vorher aneinander. Und niemand ist der Chef.

Dies, so meint die Frau, die man sich eigentlich so ganz anders vorgestellt hatte, so als „Frau Oberstadtdirektor“ oder gar als „Frau Doktor“, als eine, die einkaufen läßt und kochen läßt und ihre Kinder erziehen läßt, dies liege am eheinternen Dialog, meint sie, dem ständigen, in dem

man auch streiten darf, ohne zu verletzen, den man nun pflegt seit den Jahren des Kennenlernens.

Es liegt sicher auch daran, daß diese Frau nicht nur selber einkauft und selber kocht und die beiden Kinder selber erzieht. Dies mag auch daran liegen, daß sie selber denkt. Und 'drum auch ganz allein weiß, daß der Frau eines Hauptgemeindefachmanns Beschränkungen auferlegt sind. Sie beklagt sich nicht darüber, sie nutzt den Spielraum.



milientradition, „und darüberhinaus bin ich natürlich parteipolitisch engagiert.“ Man weiß dies, vor allem auch beim SPD-Ortsverein Herne-Stamm. Aber alles Temperament und jedes Engagement finden für diese Frau dort ihr Ende, „wo es zwangsläufig zu Ärger in der Ehe führen würde.“ Was sie nicht daran hindert, zu sagen: „Es gibt Situationen, in denen man Dummes verhindern muß.“ Dies tut sie, wenn sie es kann - denn: „Alles andere wäre feige.“

Und daß sie es tut, ohne damit ihrem Mann im Rathaus Komplikationen zu bescheren: dies ist eben das Geschick einer blitzgescheiten Frau mit drei Berufen. Brigitte Raddatz ist voll ausgebildete Schauspielerin (in Hannover bei Hannes Messemer), und sie ist approbierte Apothekerin und sie ist - vermutlich perfekte - Hausfrau. Den Job der Mimin hat sie nie ausgeführt - ob manchmal im Hause Vinckestraße 108 darf ihr charmantes Geheimnis bleiben -, den der Hausfrau versieht sie täglich „und gerne“, den der Apothekerin übt sie ab und an noch aus: als Urlaubsvertretung in einer Apotheke und manchmal auch im evangelischen Krankenhaus.

Das ist die Toleranz im Hause des Chefs von immerhin gut 3000 öffentlichen Bediensteten: man findet nichts dabei. „Warum“, sagt Brigitte Raddatz, und die Frage schien sie zu verblüffen, „warum soll ich denn keine Medikamente verkaufen?“ Warum eigentlich auch nicht; recht hat sie, und ihrem Mann tut's keinen Abbruch an Karriere oder Ehre. Überhaupt: was „man“ so sagt und „man“ so tut und „man“ so läßt - den beiden Raddatzens ist das weitgehend egal.

Dies läßt sie für ihren Mann noch mehr gelten als für sich. Da ist zum Beispiel die Sache mit der Mode, die ihm völlig egal ist, „da muß ich manchmal durchgreifen“; ob man die Haare gerade lang und die Hosenbeine weit trägt und die Krawatte schmal - ihn kümmert's nicht. Da hat er ganz andere Sorgen mit dem, was man Zeitgeist nennt, und darüber wird zu Hause diskutiert: was ist nur modischer Tand, was sind gesellschaftspolitische Modernismen ohne Tiefgang, was hingegen sind Umwälzungen, die auch verwaltungstechnisch machbar sind? Dinge, die in intellektuellen Zirkeln nur diskutiert werden, klopft er so-

gleich nach dem praktischen Wert ab. Sie hält dies für einen durch und durch positiven Konservatismus. „Er ist“, sagt seine Frau, „ein sehr ernsthafter Mensch.“ Als „ruhig“ und „gründlich“ charakterisiert sie ihn, als Mann, der sich beherrschen kann. Sie weiß auch: „Wenn er sich ärgert, wird er kalt und distanziert.“

Sie ist sein Gegengewicht: „Schnell, flüchtig und heftig“, sieht Brigitte Raddatz die Brigitte Raddatz.

Wieviel hat die Familie, haben Frau und die Kinder Carlies (16) und Anselm (13) gezahlt für des Familienvaters Karriere? Nun ja, ein wenig vielleicht? Jede Frau hat irgendwie Anteil am beruflichen Erfolg ihres Mannes. Am Erfolg eines solchen Mannes allemal.

Dies ist seit 1954 so: „Immer hat er gesagt, wenn ich erst einmal...“. Wenn er erst einmal den Doktor hat, wenn er erst einmal eine sichere Stellung hat, wenn er erst einmal... Immer hat er sich mehr Zeit für sein Zuhause versprochen, für seine stille Liebe, das Theater („Er ist ein sehr musischer Mensch, er findet Erholung bei den Künsten“), selten hat es geklappt, so richtig nie. Brigitte Raddatz stellt es ganz nüchtern fest: „Er sagt, er kommt um 8, und den Willen hat er auch, aber es klappt nicht oft.“ Dennoch ist auch dies kein permanenter Zündstoff, die Frau klagt nicht, denn: „Er hat wichtige Entscheidungen, die auch die Familie betreffen, immer mit der Familie abgesprochen.“ Man hat es so gewollt wie es nun ist. Auch, als er sich als Oberstadtdirektor zur Verfügung stellte? Auch da. Gerade da.

Über die einstimmige Wahl zum Rathaus-Chef hat er sich „ganz im stillen, aber ganz intensiv gefreut“, plaudert seine Frau aus der (Familien)-Schule. Sie wird sich mit ihm gefreut haben, denn auch dies weiß sie: „Ich halt' ne ganze Menge von ihm.“

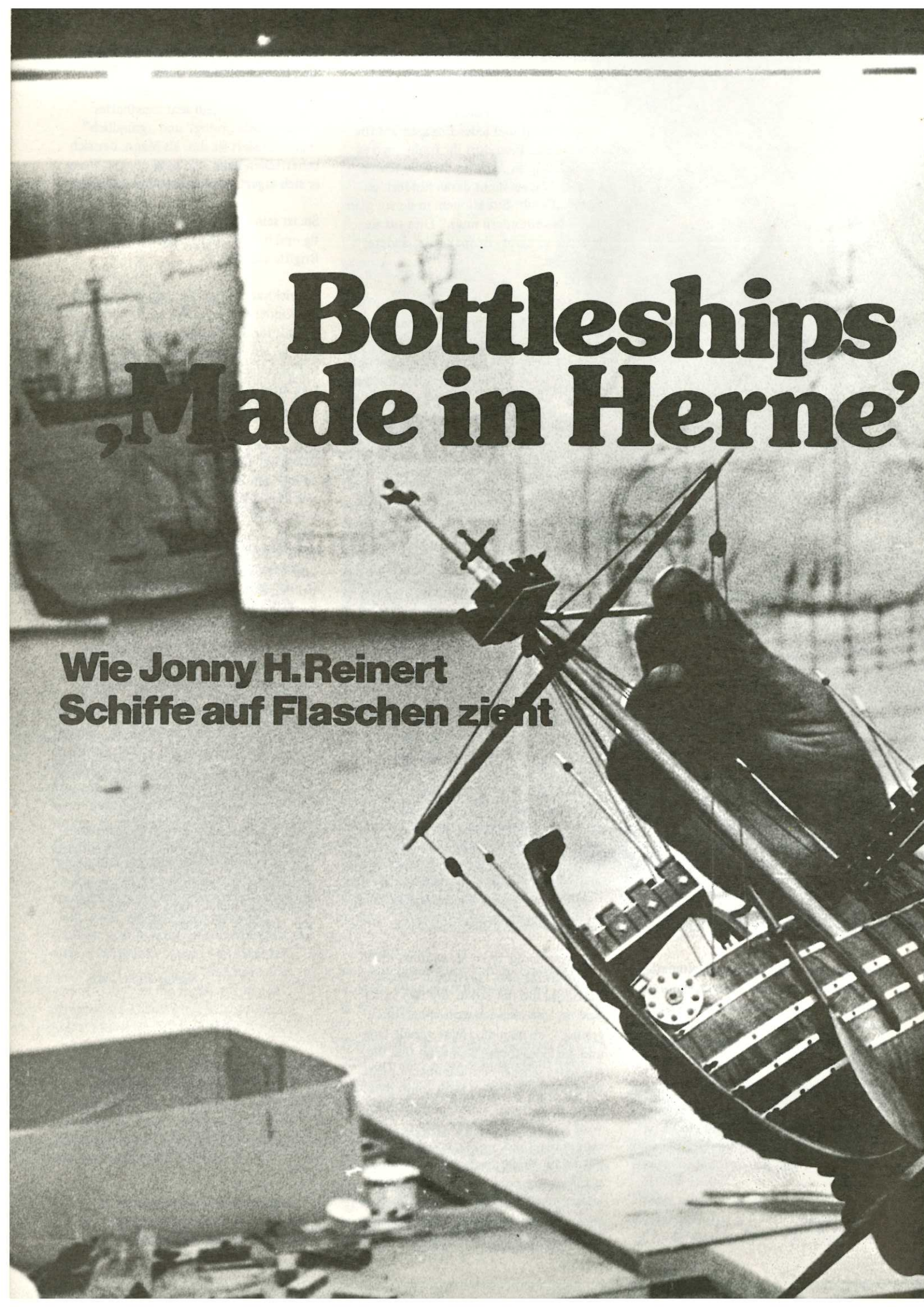
Heinz Kurtzbach

Vielleicht ist sie die bessere Diplomatin in dieser Ehe, obgleich „eigentlich mein Mann Diplomat werden wollte - aber inzwischen hat er wohl eingesehen, daß das nicht das Richtige für ihn gewesen wäre.“

Da ist zum Beispiel das politische Engagement, das ohne einen gehörigen Schuß diplomatischen Geschicks dauernd Konfliktstoff ins Raddatz-Haus tragen könnte. „Wissen Sie“, sagt sie, „wir haben eigentlich schon immer auf der linken Wählerseite gestanden“, und der Enkelin eines Gymnasialprofessors aus gutbürgerlichem Hause geriet dies zum Bruch mit der Fa-

Bottleships 'Made in Herne'

**Wie Jonny H. Reinert
Schiffe auf Flaschen zieht**







Jonny H. Reinert in Herne-Horsthausen, den die Experten respektvoll den „King of the Bottleships“ nennen, weil er inzwischen - einzig im weiten Umkreis - 400 historische Schiffe original- und maßstabsgetreu verkleinert in Wein- und Medizinflaschen einbaute, dieser Jonny H. Reinert steht jetzt vor einem Problem, das er allein nicht mehr lösen kann. Der 46jährige: „Ich möchte das größte Buddelschiff der Welt bauen.“ Woran das Vorhaben bislang scheiterte: der Schiffsmodelbauer findet keinen Glasbehälter, in dem sein hölzerner Wunschtraum, das Fünfmastvollschiff „Preußen“, Platz hat. Die durchsichtige Schiffsgarage müsste nämlich etwas größer als herkömmliche Flaschen sein. „Zwei Meter hoch, ein Meter im Durchmesser, acht Zentimeter breit der Hals“, erklärt Jonny Reinert und ahnt auch schon, warum diese Größe gerade nicht im Handel ist: „Sie wöge etwa zwei Zentner.“

Dennoch will der gelernte Bergmann („Ich war Lehrhauer im Bruchbau“) und ehemalige Schiffsrestaurator die Suche nicht aufgeben. Er ist davon überzeugt, eines Tages einen Glasbehälter ausfindig zu machen, der ihm einen solchen gläsernen Riesen zur Verfügung stellen kann.

Vielleicht ist er auch schon gefunden. Der Chef einer Glashütte im bayerischen Zwißel ließ dem Herner andeuten, er werde alles daransetzen, die Super-Pulle herzustellen.

Reinert jedenfalls ist gerüstet. Die Schiffsbaupläne und Blaupausen liegen fix und fertig in der Schublade. „Schon morgen“ könne er anfangen, beteuert der Bastler. „Und nach ungefähr sechs Monaten Bauzeit“, sinniert er weiter, könne die „Preußen“ auf eine Tournee rund um den Globus geschickt werden.

Der Tüftler scheint zu wissen, was er sich zutraut. Ein ebenso ungewöhnliches wie bekanntes Bootskabinett, das vor vier Jahren gegründete Buddelschiffmuseum in Neuharlingersiel an der ostfriesischen Nordseeküste, spiegelt ein eindrucksvolles Bild seines Könnens. Alle dort gezeigten Arbeiten, wohl 500.000 Mark wert, entstammen seiner Werkstatt; sie stehen unter dem Thema „50.000 Jahre Schifffahrtsgeschichte - vom Einbaum bis zum Hochseedampfer.“

Auch die weiteren 200 Modelle, die der Horsthauser während der letzten acht Jahre in zeitweiliger Tag- und Nacharbeit auf Flaschen zog und - „leider“, sagt er heute - verkaufen ließ, müssen

Kennern beträchtliches Vergnügen bereiten. Denn sie griffen frohen Herzens ziemlich tief in die Tasche, um die Schiffe zu erwerben: Schauspieler und Quizmaster Kulenkampff etwa, der im Kunsthandel für sein 25-Liter Reinertmodell so zwischen zehn- und fünfzehntausend Mark berappt haben dürfte.

Der TV-Liebling hat offenbar kein schlechtes Geschäft gemacht. Ein Hamburger Sammler bot dem Buddelschiffer kürzlich 30.000 Mark für eine ähnlich gelungene Arbeit. In bar und dennoch vergebens. Reinert arbeitet nur noch für Sohn Sascha (3) und die gemeinsame Privatsammlung. Lediglich einem befreundeten Kunsthändler in Senden ist er im Wort, bis 1976 zwei Bottleships zu liefern.

Wie denn eigentlich das dicke Schiff durch den schlanken Hals in die Buddel kommt? Reinert lacht, sagt: „Das habe ich aber noch nie verraten“ und erzählt es für UNSERE STADT dann doch.

Er baut jedes Modell aus bis zu 4.300 Einzelteilen erst einmal neben der Flasche auf. Damit das Schiff wieder zerlegt werden kann, verwendet er noch keinen Kleber, sondern steckt die Teile wie aus dem Edelholzbaukasten ineinander. Paßt alles, schiebt Reinert die Teilchen einzeln mit

Hilfe biegsamer Drahtstangen durch den Flaschenhals, steckt sie wieder zu einem Schiff zusammen und verleimt es sauber, also unsichtbar.

Zwischen 600 und 1.400 Arbeitsstunden wurden in jedes Modell investiert. 400 Meter Takelgarn benötigte sein größtes Schiff, das 45 Zentimeter lange englische Kriegsschiff „Henry Grace a Dieu“. Mit gelben Segeln ist es in einer 100-Liter-Flasche vor Anker gegangen.

Daß sich die Bemalung bei genauerem Hinsehen als gediegene Intarsienarbeit entpuppt, verwundert nicht mehr so sehr, wenn der Betrachter gleichzeitig erkennt, daß die Rahmen sogar mit halben Schlägen belegt sind.

Selbst der Zweimillionenschatz der „Egypt“, den die „Artiglio“ in einer anderen Flasche wie ihr großes Vorbild anno 1922 hebt, ist echt. Die Goldbarren sind zerschnittene Goldringe.

Der Superliner „Titanic“, der in einer Reinert-Flasche noch einmal zwischen Eisbergen aus Styropor untergeht, zeigt sogar beklemmende Einzelheiten. Auf dem Achterdeck des sinkenden Ozeanriesen spielen noch die Musiker zum Tanz auf.

Was immer Jonny Reinert bastelt, die Größe scheint keine Rolle zu spielen. Denn nur zwei Kubikzentimeter faßt die Ampulle, in der er sein kleinstes Schiff, eine originalgetreue Hansekogge, versenkt hat. „Reines Nervenspiel“ nennt er den Bau. Für „unmöglich“ hielt ein Kunstprofessor dieses Vorhaben, als es ihm 1967 von Reinert erläutert wurde.

„Heute“, schmunzelt der Flaschenschiff-König, „würde er mir sicher auch zutrauen, daß ich ein Kamel durchs Nadelöhr zwängen könnte.“ - Vermutlich.



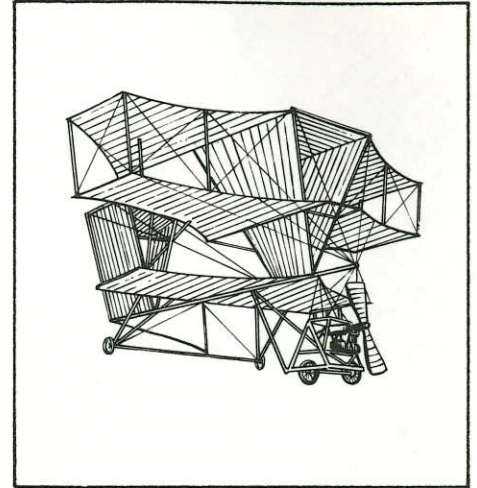
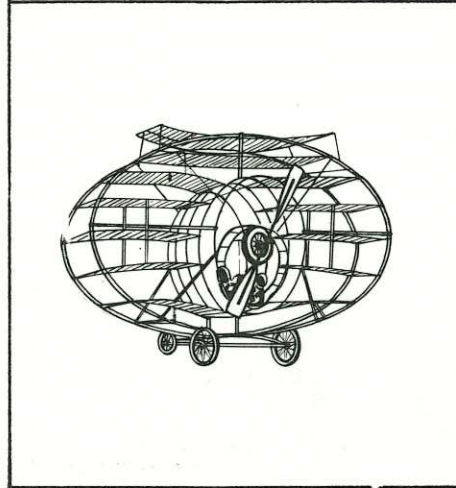
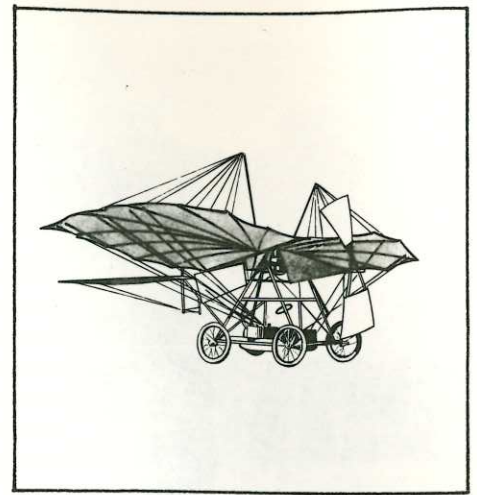
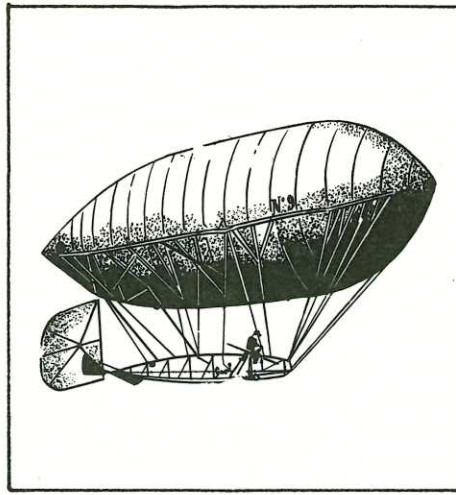
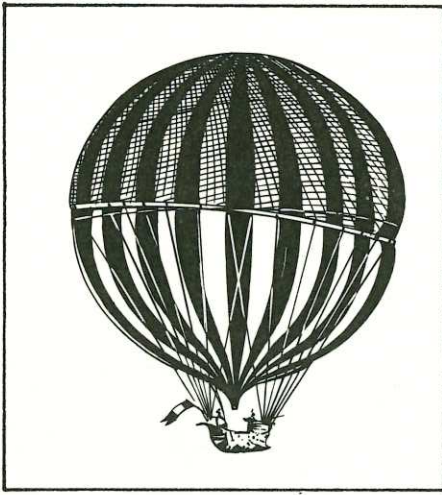
Der kurze schöne Traum



Von Friedrich Rossmann

vom großen Airport...





„Wanne-Airport“ - wie schön das klingt und wie verrückt. Aber es gab einmal eine Zeit, da standen die Chancen für einen bedeutenden Flugbetrieb hier an der Emscher gar nicht so schlecht. Es war die Zeit der ersten großen Begeisterung für die Fliegerei; angeregt von den Erfolgen Lilienthals, der Gebrüder Wright, Parsevals und Zeppelins fanden sich immer mehr tollkühne Männer, die den Mut und die Lust hatten, in Kisten zu fliegen.

So auch in Wanne. Als im Sommer 1911 in Wanne ein Parseval-Luftschiff, der Parseval 6, landete, da faßten die flugbegeisterten Großväter den Plan, einen Flugplatz zu bauen. Der Plan nahm bald Gestalt an, und es fanden sich auch potente Förderer: die Stadt Herne, die Gemeinde Wanne und die Gemeinde Herten, dazu eine Reihe privater Flugsportler gründeten gemeinsam die Rheinisch-Westfälische Flug- und Sportplatzgesellschaft. Die Gesellschaft befaßte sich ohne viel Umschweife mit dem Bau des Flugplatzes. Auf Hertener Gebiet fand sie das ideale Gelände - ein Areal von zunächst 380 Morgen Größe nördlich der Emscher. Dazu bestand die Möglichkeit, den Platz jederzeit auf insgesamt tausend Morgen auszuweiten, so daß 1050 Meter in der Länge und 950 in der Breite zur Verfügung standen.

Zu Pfingsten im Jahre 1912 war es schließlich soweit: der Flugplatz Wanne wurde feierlich seiner Bestimmung übergeben. Ehrengast bei der volksfestähnlichen Feier war die Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen, deren Namen bald im ganzen Revier bekannt wurde, denn auf dem Wanner Flugplatz war inzwischen ein Luftschiff stationiert, das weithin leserlich den Namen „Charlotte“ trug.

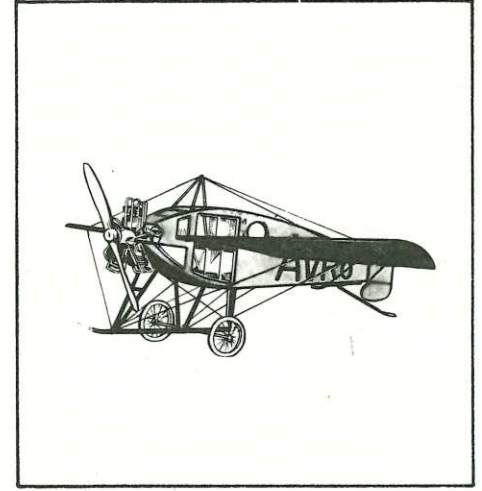
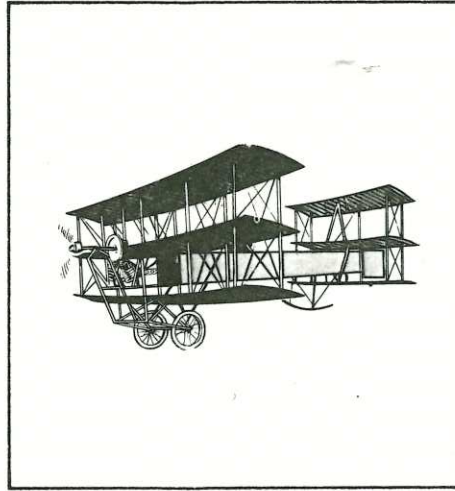
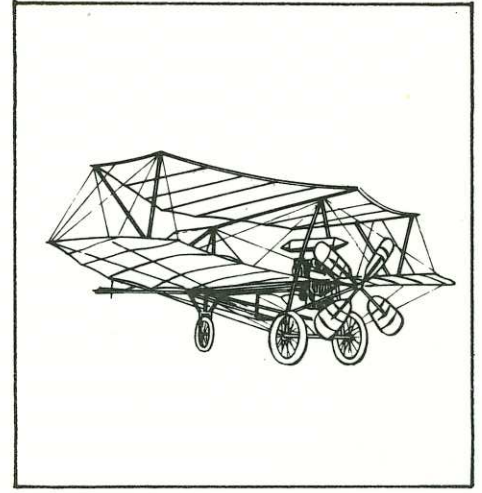
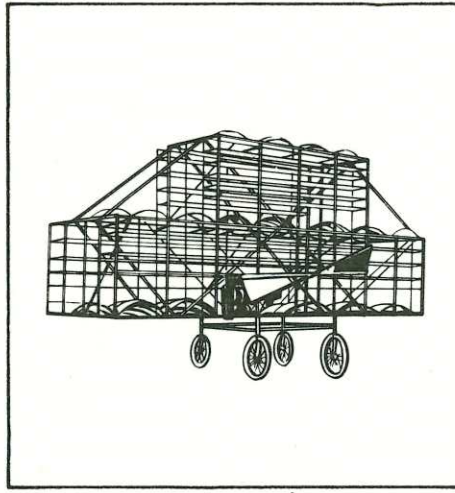
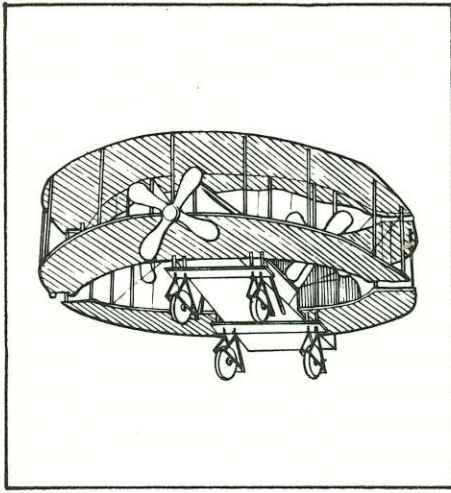
Das lenkbar unstarre Luftschiff „Charlotte“ war nach den Plänen des Majors Professor Dr. von Parseval von der Luftfahrzeuggesellschaft in Bitterfeld gebaut worden. Es hatte einen Rauminhalt von 8000 Kubikmeter und die stattliche Eigengeschwindigkeit von 58 Kilometern in der Stunde.

Sogar eine Unterstellmöglichkeit gab es in Wanne für die „Charlotte“, nämlich eine 100 Meter lange eiserne Halle von 35 Meter Breite und 30 Meter Höhe. Außerdem standen für eine rasch wachsende Zahl von Flugzeugen drei moderne Hallen bereit und für die Zuschauer, die aus sämtlichen Nachbarstädten und -Kreisen neugierig anreisten, gab es eine Tribüne mit rund 1000 Plätzen.

Vor allem aber zu den vielen luftsportlichen Veranstaltungen kamen die Menschen zu Tausenden nach Wanne - Herten. Zusätzliche Reklame für die wunderschöne Anlage machte das Luftschiff bei seinen ständigen Rundflügen über ganz Westdeutschland. Kurzum: die Entwicklung des Wanne-Herne-Hertener Flugplatzes zum bedeutenden „Airport“ erschien unaufhaltsam. Sogar die Reichsmilitärführung hatte inzwischen Unterstützung und weitere Ausbauhilfen angekündigt. Was sollte da noch schiefliegen?

Aber dann kam der Erste Weltkrieg, und aus war es mit all den schönen Träumen vom Großflughafen an der Emscher. Der Platz paßte den Militärs auf einmal nicht mehr in den strategischen Plan, und so strichen sie nicht nur ihre Zuschuß-Zusagen, sondern sie legten ihn sogar still.

Damit war die Anlage natürlich für die Rheinisch-Westfälische Flug- und Sportplatzgesellschaft finanziell nicht mehr zu halten. Samt Tribüne und Flugzeughallen ließ sie den Platz in einen landwirtschaftlichen Betrieb umgestalten, den noch bis in die 60er Jahre der Landwirt Heinrich Schmauck bewirtschaftete. Schmauck selbst lebt heute noch in Wanne.



Der Platz war nicht mehr vorhanden. Ungetrübt dagegen blieb die Liebe der Wanner und Herner Flugsportler zu ihrer Fliegerei: für sie gab es keine Neugliederungsprobleme und keine Stadtgrenzen, weil die gemeinsamen Interessen und die gemeinsamen Sorgen gesehen wurden. So fanden wenigstens die Segelflieger rasch einen neuen Platz. Das war der Sandberg an der Dorstener Straße, wo heute die Autobahn verläuft. Dort machten vor 40 Jahren junge Leute im Gleitflug ihre ersten Erfahrungen mit dem Element Luft. Ganze Schulklassen kamen, um am Sandberg ihre Modelle auszuprobieren, und mancher Knabe war darunter, der hier den Entschluß faßte, Flieger zu werden.

Leider ließ der Sandberg nur sehr kurze Flüge zu, die Flieger mußten sich deshalb nach steilerem Gelände umsehen. Deshalb gingen die fortgeschrittenen Flieger in die Borkenberge oder nach Brilon, um die A- und B-Prüfung abzulegen. Die weite und umständliche Fahrt dämpfte allerdings die Begeisterung, der Wunsch nach einem eigenen Flugplatz wurde wieder wach. Im Jahre 1940 war es schließlich so weit, ein Platz im Hertener Busch bot sich an.

Dieser Platz mußte jedoch mühevoll ausgebaut werden, denn zunächst einmal stellte er sich als eine sumpfige verwachsene Baum- und Buschlandschaft dar. Manch einer unter den jüngeren Fliegern fragte sich skeptisch, wo denn da ein Start oder eine Landung möglich wären. Also mußte arbeiten, wer fliegen wollte; die Devise hieß „Schanzen“.

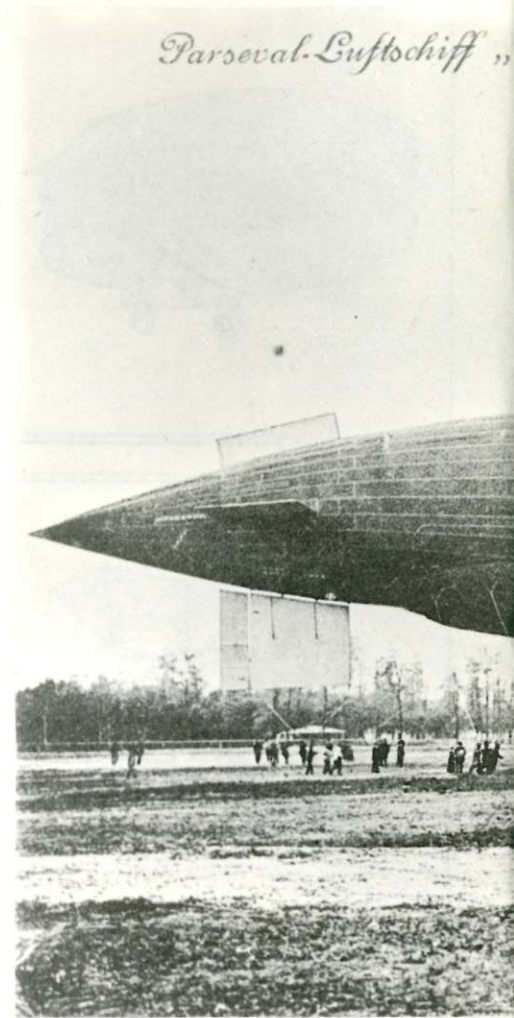
Bald kamen die Jungflieger neben dem Schanzen auch zum Fliegen, und rasch hatte der neue Flugplatz einen vertrauten Namen; er hieß „Emschermark“. Mancher Junge aus Herne und Wanne übte hier während des Krieges seine ersten Starts an der Winde und träumte dann davon, als Luftwaffenpilot eines Tages die schnelle ME 109 zu fliegen. Übrigens, zu denen, die auf dem Flugplatz „Emschermark“ das Fliegen lernten, gehörte auch der heutige Herner Oberbürgermeister Manfred Urbanski. Er besucht noch heute, so oft er Zeit hat, die Segelflieger in den Borkenbergen. Alte Liebe rostet eben nicht.

Im Jahre 1945 kam dann das „Aus“ auch für diesen Flugplatz. Und wieder fanden die Überlebenden und die Neuen einen Weg. Um 1955 bauten sie, weil ja aller guten Dinge drei sind, einen neuen Flugplatz - gleich neben dem von 1912. Wie ehemals waren es Wanne-Eickeler und Herner, die unverdrossen die Schippe in die Hand nahmen, um das Gelände startklar zu machen. Diesmal nannten sie ihren Flugplatz „Emscherbruch“.

Der Platz war tauglich, die Segelflugzeuge leistungsfähiger, und so führten die Flüge teilweise über Herne und Wanne-Eickel hinaus. Auch viele andere Herner Bürger nahmen die Gelegenheit wahr, um bei einem Rundflug ihre Heimatstadt einmal von oben ins Auge zu fassen.

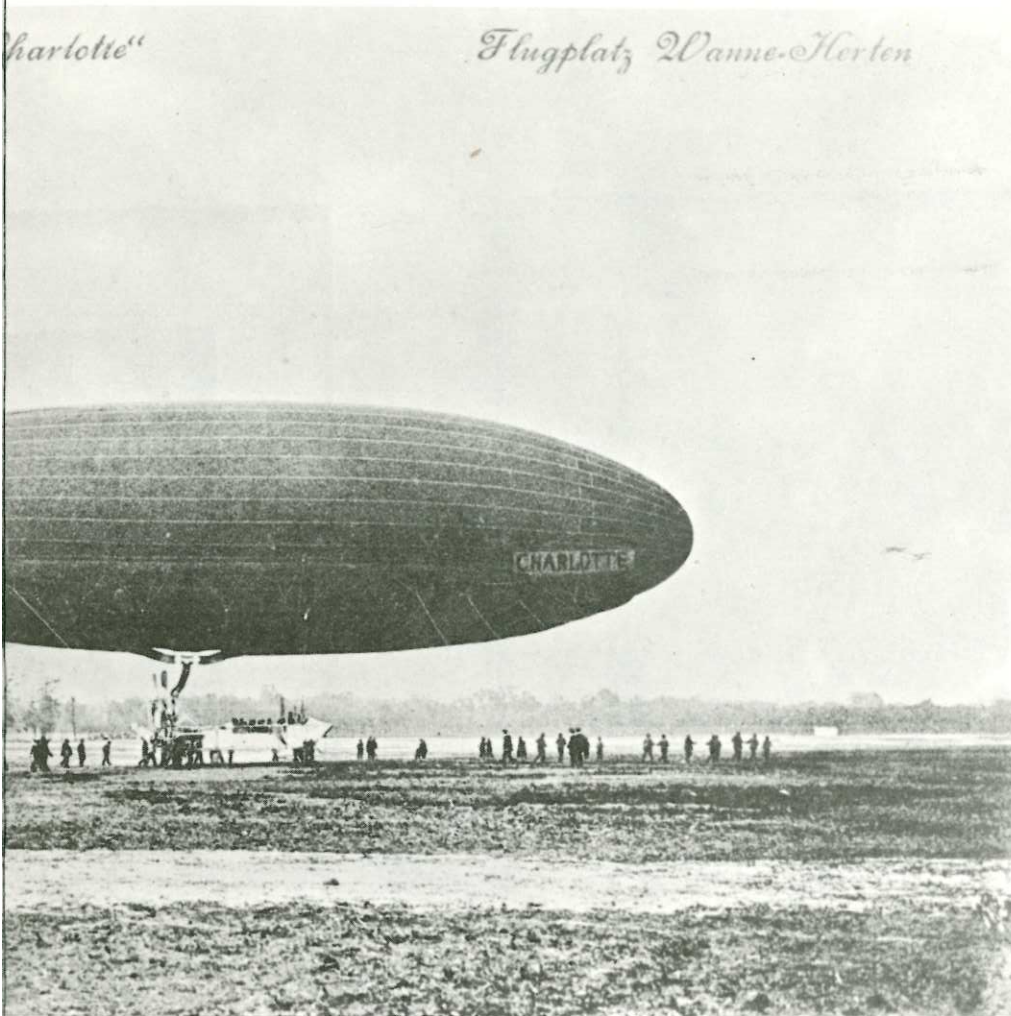
Große Träume hatten sich inzwischen mit dem Flugplatz „Emscherbruch“ verknüpft; sogar zwei Hallen wurden gebaut. Aber dann kam eines Tages die Nachricht, daß die neuerstellten Hochspannungsleitungen für den Kraftwerksbau einen Flugbetrieb nicht mehr erlaubten. Die Segelflieger mußten wieder den weiten Weg nach Borkenberge antreten, nur die Modellflieger durften bleiben. Die schöne, dreimal fast greifbare Idee von einem Wanne-Herner Flugbetrieb gleich vor der Haustüre war geplatzt. Wohl für immer.

Werner Tossart (rechts) er ist einer der wenigen Überlebenden, die auf allen Sportflugplätzen in Wanne zu Hause waren: in der Emschermark, im Emscherbruch und auch am Sandberg. Schüler der „Ersten Rh. Westf. Fliegerschule“ (unten) fanden wir nicht mehr.



Flugplatz Wanne-Herten





Die beiden historischen Fotos oben und links belegen es: der schöne Traum vom Airport Wanne-Herne war gar nicht so unrealistisch.



Auch Friedrich Rossmann, der diesen Bericht schrieb, gehört zu den ganz alten Kämpen des Herne-Wanner Flugsports. Unser Foto (oben) zeigt ihn mit Oberbürgermeister Urbanski, der das Fliegen bei den Pimpfen am Sandberg (links) lernte.



*Ein Unternehmen
ohne
Konjunkturprobleme*

**stahlbau
christian**

*Kaufmännischer Geschäftsführer
Frau Dr. Ruth Bodack-Christian
mit technischem Geschäftsführer
Karlheinz Haardt*



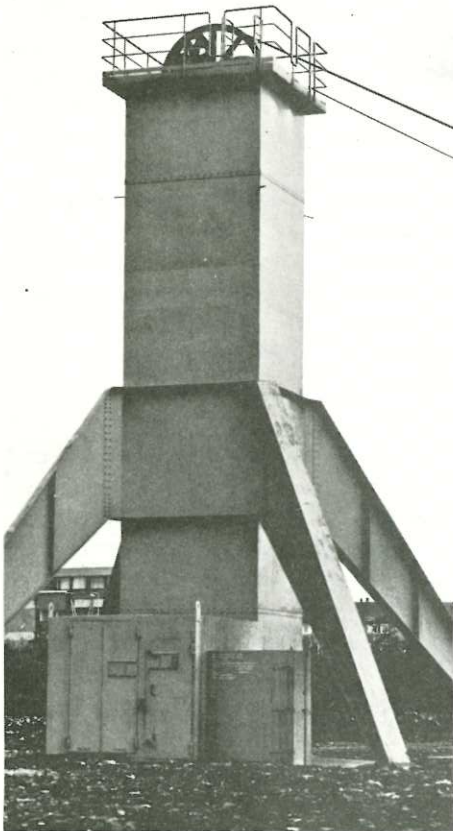
Mehr sein als scheinen - das ist selten im Zeitalter der spiegelnden Konzernpaläste und weißen Telefone. In Herne gibt's das noch, an der Sodinger Straße 14. Das schmale Firmenschild „Wilhelm Christian“ wirkt altväterlich. Das Entree ist schmal, eng, zwischen Besuchern und Angestellten eine unmoderne Glasfensterwand mit Sprechkläppchen. Aber der Gründer der Familiengesellschaft, die heute den Kokeireibau bis Taiwan, Algerien oder Südamerika beliefert, wußte vor achtzig Jahren, auf was er sein Haus bauen mußte: auf Eisen und Stahl.

Heute ist die Wilhelm Christian KG einer der weißen Raben, die keine Konjunktursorgen haben. Die Montagekolonnen sind im Umkreis von 150 Kilometern ständig auf Achse, das volle Produktionsprogramm läuft, und es werden sogar noch Leute gesucht. In diesem Licht besehen ist auch das betagte Büro des 1944 gestorbenen Seniorchefs nicht etwa ein pietätvolles Museum. Mit seinen tiefbraunen Möbeln aus vergangener Wertarbeit, seinem wuchtigen Schreibtisch mit versenkbarer grüner Filzplatte ist es als Besprechungszimmer immer noch in Funktion. Die Schwiegertochter des Firmengründers, Dr. Ruth Bodack-Christian als kaufmännischer, und Karlheinz Haardt als technischer Geschäftsführer haben vermutlich wenig Zeit, sich um Stuhl und Tisch zu kümmern. Fortschritte in der Technik der Vormontage und Fertigung, vollautomatische Sägestraße, vollautomatische Entrostungs- und Entzunderungsanlage sind wichtigere Ziele der Aufmerksamkeit.

Mit Kinkerlitzchen und Beschaulichkeit hielt sich auch der Schlossermeister Wilhelm Christian nicht lange auf, nachdem er 1895 eine Kunst- und Bauschlosserei plus Haushaltswarengeschäft eingerichtet hatte. Die „Kunst“ fiel ein paar Jahre später weg, die Werkstatt für Schmiede und Schlosserei und Baukonstruktion wuchs.

Stahlkonstruktionen für den Bergbau

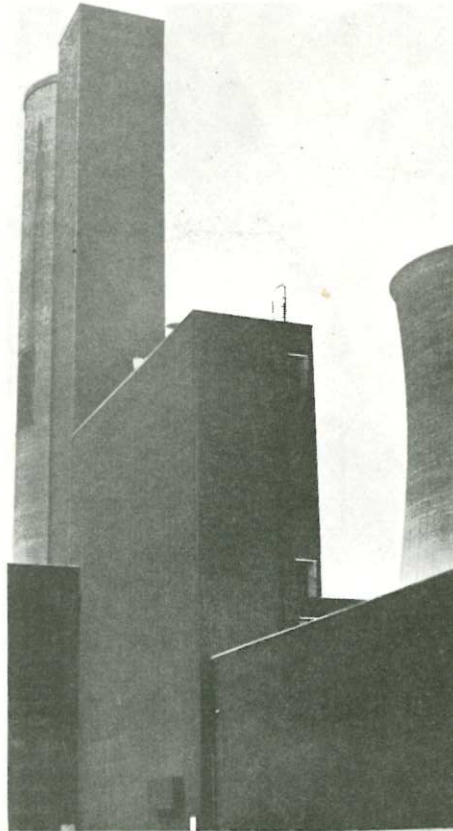
Schachtbefahrungsgerüst mit Schleuse.
Ruhrkohle AG, Zeche General
Blumenthal 3/4, Recklinghausen.
– Baujahr 1972 –



Aufschieberanlagen, Förderwagen, Transporteinrichtungen wurden „zum Pütt“ geschickt: der Bergbau war wichtiger Kunde geworden. Er ist es - nach den Talsohlenpausen - bis heute. Um 1900 arbeiteten rund 15 Mann in der Werkstatt, 30 gingen auf Montage. In den zwanziger Jahren - in größerer Halle - schuf die Firma ihre eigenen Patente für den Bergbau. In Zusammenarbeit mit der Zeche Shamrock wurde der erste Gurtbandförderer entwickelt.

Stahlhochbau

Gebäude- und Stahlkonstruktion einer
Kesselstaub-Pelletieranlage. Veba
Kraftwerke Ruhr AG, Kraftwerk Scholven.
– Baujahr 1969 –



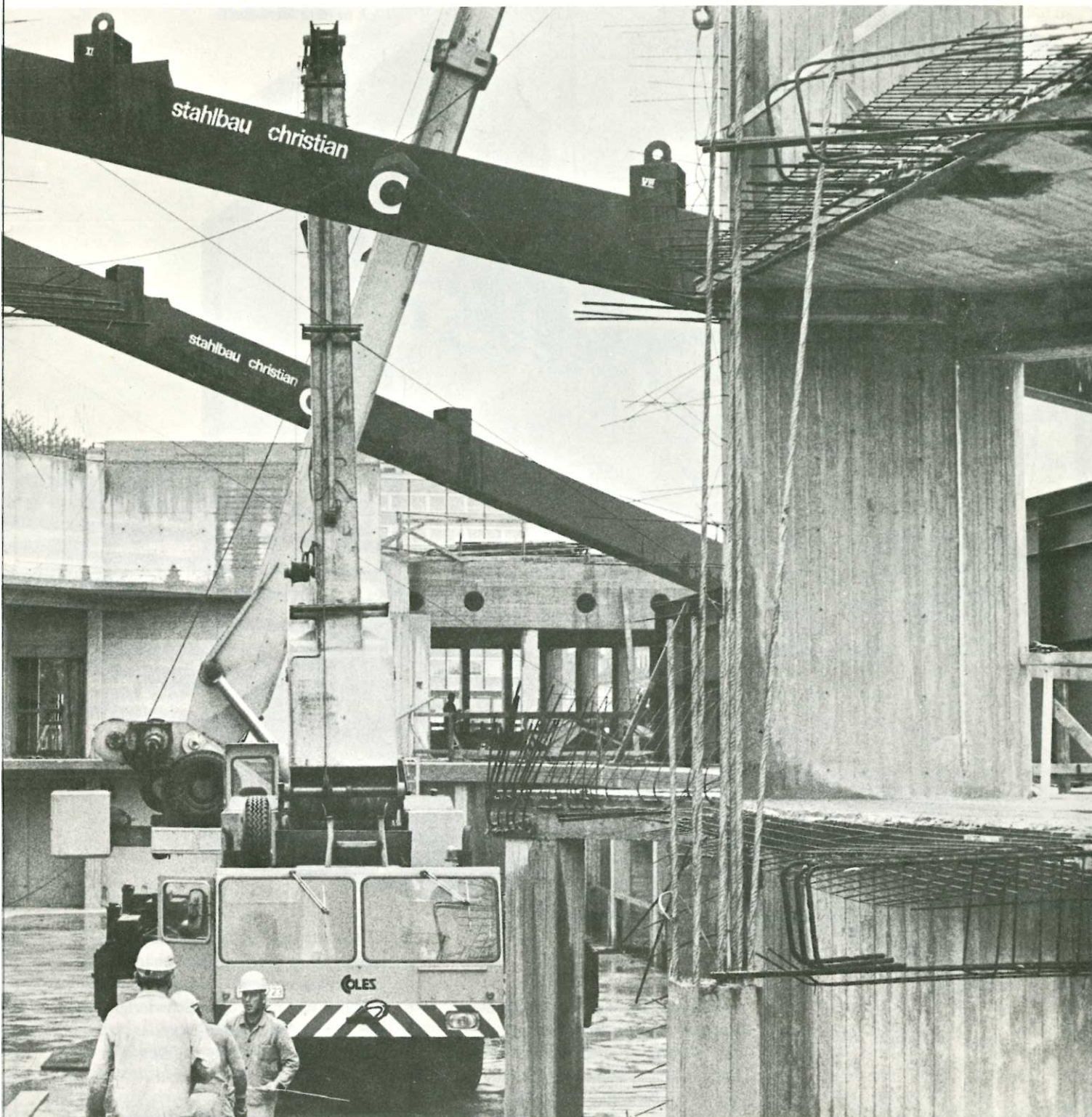
Nach 1923 kam der Stahlhochbau. Von da ab ging's schneller bergauf. Zehn Jahre später - 1933 übernahm der Sohn Wilhelm Christian als alleinverantwortlicher Geschäftsführer die Firma - war die Belegschaft auf hundert Mitarbeiter gestiegen. Diesen Stand behielt sie bis jetzt.

Das Besondere an der Belegschaft: die qualifizierten Schlosser und Schweißer kamen und blieben, bis zum „Silbernen“ und länger. Für die Kontinuität im Betriebsablauf ist diese Firmentreue sicher ein wichtiger Faktor. Mit hörbarem Stolz versichern die Geschäftsführer, daß es bei ihnen keine Serienproduktion gebe, nichts „von der Stan-



ge“. Im Anlagenbau für Chemie, Kraftwerk, Sand- und Kiesgewinnung, beim Erstellen von Stahlhallen oder Kesselstaub-Pelletieranlagen ist die durch Erfahrung erworbene Fähigkeit, flexibel zu sein, unverzichtbar.

Beispiele dieser Maßarbeit stehen als Schachtbefahrungsgerüst der Zeche Blumenthal 3/4 in Recklinghausen, als Kokssturzbrücke der Kokerei Hassel in Buer, in Herne als Westring-Sporthalle, wo 180 Tonnen Stahl verbaut wurden und jüngst als tragendes Element des Kulturzentrums. In der biblischen Geschwindigkeit von sechs Tagen bauten sechs Mann das Skelett des



künftigen Bürgerhauses. Die Geburtsstunde der neuen Geschwindigkeit hatte nach dem zweiten Weltkrieg geschlagen, rekapitulieren die Christian-Geschäftsführer, „als man sparen mußte und alles schnell gehen sollte“. Vorteil des Stahlhochbaus gegenüber dem Stahlbeton: schnell veränderbar - und leichter zu verschrotten.

Die Geschichte von Stahlbau Christian ist auch ein Stück Geschichte des Bergbaus. Als 1957/58 das „schwarze Gold“ zum erstenmal rückwärts lief, bedeutete das in der Firma eine fünfzigprozentige Verlagerung auf Stahlhoch- und Anlagenbau. Beim zweiten Einbruch im Bergbau 65/66 führte das zu einem weiteren Minus von zehn bis 15 Prozent und eine stärkere Hinwendung zum Apparatebau für die chemische Industrie.

Jetzt „ist der Bergbau wieder voll da mit 80 Prozent Auftragsanteil und die Chemie liegt auf dem Bauch“. Egal wie's weiter geht und wohin der Konjunkturkarren rollt, Dr. Bodack-Christian und Karlheinz Haardt sind überzeugt: „Auch in hundert Jahren wird der Stahlbaumonteur wie jetzt seine Konstruktionen schweißen oder schrauben“. Das steht für sie so fest wie die tragenden (Stahl)säulen des Kulturzentrums.



Die Hibernia

ein pädagogisches M

Der Verein führt den Namen „Schulverein der Hiberniaschule e. V.“. Er hat seinen Sitz in Wanne-Eickel und ist in das Vereinsregister des Amtsgerichtes Wanne-Eickel eingetragen.

So bieder, beinahe banal die ersten Worte der Satzung einer Schule, die in ihrer Verknüpfung von allgemein- und berufsbildendem Unterricht wohl immer noch einmalig in der Bundesrepublik sein dürfte. Die schlicht als „e.V.“ beschriebene Gruppe betreibt die Hiberniaschule im Neu-Herner Stadtbezirk Eickel und ist Träger der einzelnen, in dieser Einrichtung zu einer Gesamtschule vereinigten,

staatlich genehmigten Ersatzschulen. Das sind zur Zeit eine Volksschule, eine Berufsfach- und Berufsaufbauschule und ein Institut zur Erlangung der Hochschulreife. Der „tragende Verein“ ist ein Zusammenschluß aller an der Schule beteiligten Eltern, Lehrer, Erzieher und sonstiger Mitglieder.

Zur Geschichte: Der eigentliche Anstoß zur Gründung dieser komplexen Bildungseinrichtung kam 1952 von Reinhold Boerner, dem damaligen Leiter des Hibernia-Stickstoffwerkes, einem Anhänger der Waldorf-Pädagogik Rudolf Steiners. Boerner hielt die werkseigene Lehrlingsausbildung für zu eng und betriebsorientiert, um dem gerade entlassenen 14jährigen Volksschüler weiteres Wissen auf allgemeinem und künstlerischem Gebiet vermitteln zu können.

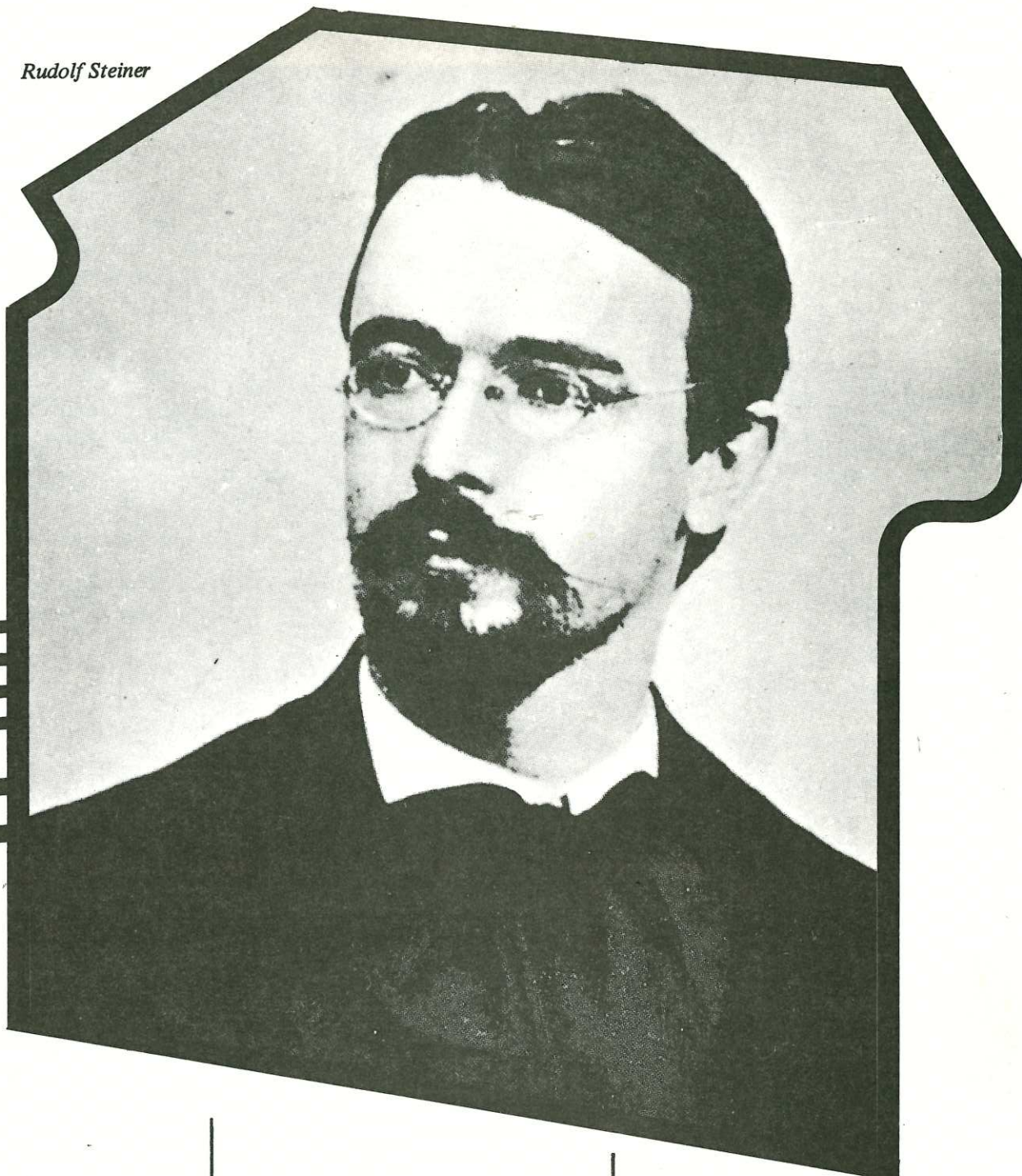
Er wandte sich deshalb an Klaus Fintelman, einen überzeugten Anhänger der Steiner'schen Ideen. Dem gelang es allmählich und nicht ohne Schwierigkeiten, die „lehrenden Meister“ von der Notwendigkeit einer theoretischen Aus- und Weiterbildung zu überzeugen.

Als die Kohlenkrise Ende der 50er Jahre einen Abbruch des Experimentes befürchten ließ, versuchten die Lehrer kurzentschlossen, die Einrichtung auf privater Basis weiterzuführen. Der Versuch gelang. Heute ist die Hiberniaschule laut Satzung „ein pädagogisches Modell . . . aus der Erziehungskunst Rudolf Steiners und aus den Forderungen einer fortschreitenden industriellen Gesellschaft entwickelt.“

Die Ziele: „ . . . ein geschlossenes Lern- und Bildungssystem sein, dessen Programm durch charakteristische Stufen und eine sich steigernde Polarität von Lernen und Arbeiten gekennzeichnet

Schule

Modell



ist. " Durch Erkenntnis des „menschlichen Bildungsprozesses“ und durch eine „Wissenschaft des Lernens“ soll ein „Gesamtkunstwerk der Menschenbildung“ gestaltet werden. Diese theoretische, für den Außenstehenden vielleicht sogar ein wenig pathetisch klingende Zielsetzung wird allerdings von den etwa 70 hauptamtlichen, hauptberuflichen Pädagogen und 950 Schülern durchaus realistisch übersetzt. Nach den ersten sechs Jahren lernen alle Schüler, Jungen wie Mädchen, von der siebten bis zur zehnten Klasse fünf Berufsbereiche - Holz, Metall, Chemie, Elektrik und Sozialpädagogik - kennen. Nach Abschluß der drei Jahre müssen sie sich entscheiden, in welchem dieser angebotenen Bereiche sie in der zehnten und elften Klasse eine „Grundausbildung“ machen wollen.

Nach Abschluß der „Elften“ stehen dann wiederum verschiedene Wege offen. Ein weiteres Jahr im „Berufskolleg“ bringt die Facharbeiterprüfung, im „Fachkolleg“ läßt sich die Fachhochschulreife und im dreijährigen „Studienkolleg“ das Abitur erwerben. Rund ein Drittel der Schüler entscheidet sich fürs Berufskolleg, 35 bis 40 Prozent wollen die Fachhochschule und etwa 25 Prozent die Universität besuchen.

Eine weitere Besonderheit der Hiberniaschule: die Schulleitung wird von fünf Pädagogen repräsentiert, davon hat einer die Einrichtung nach außen und rechtmäßig zu vertreten. Die leitenden Funktionen werden nicht durch besondere Besoldung abgegolten. Wöchentliche Konferenzen sollen garantieren, daß jedes Kollegiumsmitglied bei ihn betreffenden Beschlußfassungen beteiligt ist.

Man hofft, auf diese Weise das traditionell hierarchische Modell der anderen Schulen zu überwinden. Denn das bringt nach einhelliger Meinung ausschließlich Frustrationen, die dem gesamten Lehrbetrieb nicht förderlich sind, und deshalb gleich im Ansatz erstickt werden sollen.





Mama mal doch mal!

Die „Naive“
Anna Mentrup

*Anne Mentrup
Gastwirtschaft „Alter Fritz“ in Wanne
(Buntstiftzeichnung)*



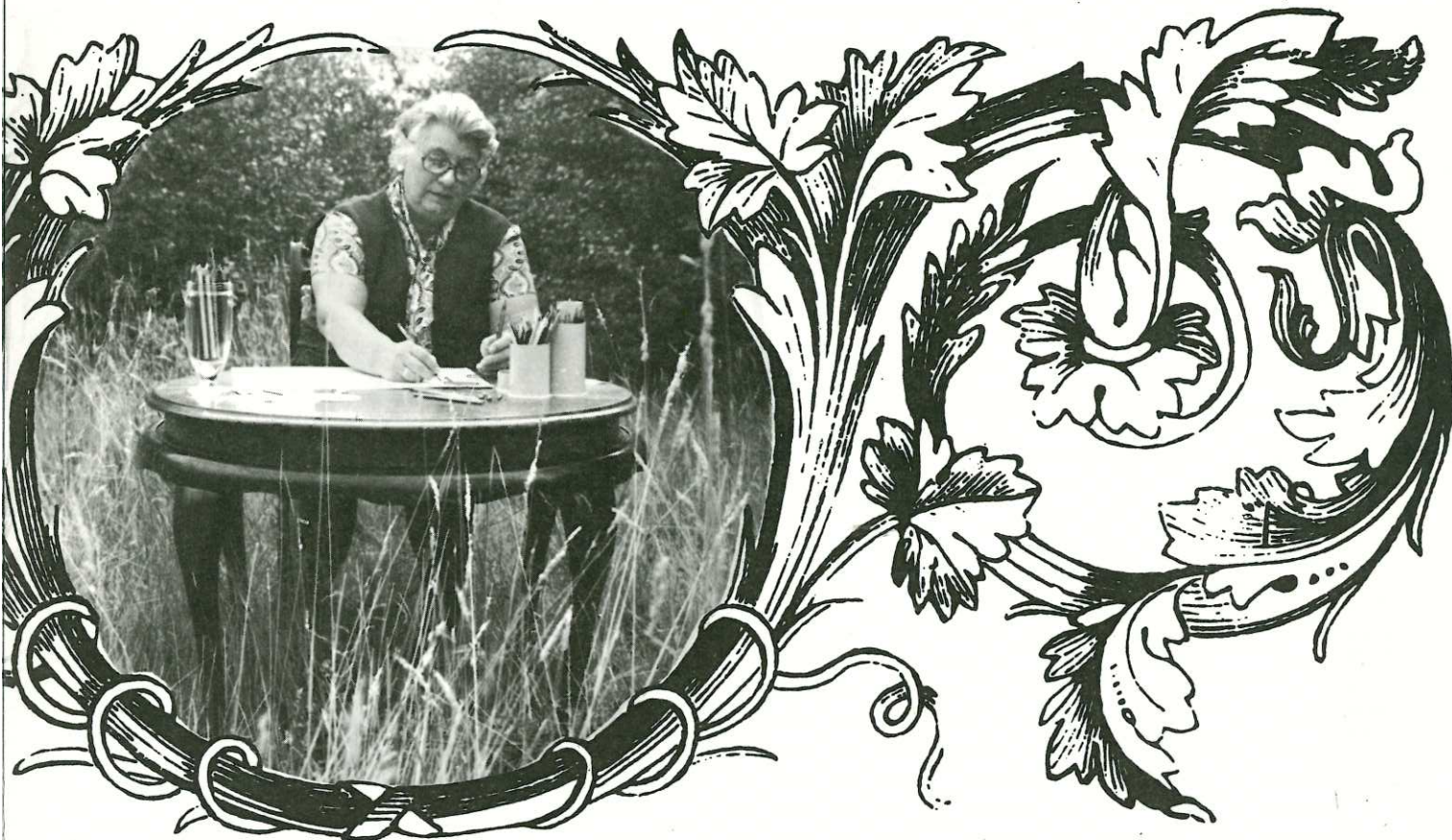
Eigentlich klingt das alles ein wenig unwahrscheinlich. Da fängt eine im Grunde ganz normale Frau mit gut 60 Jahren zu malen an, wenige Monate später hat sie ihre erste Ausstellung, und nach knapp drei Jahren kann sie nicht mehr ausstellen, weil sie keines ihrer Werke mehr selbst besitzt. Dabei waren es ziemlich viele Bilder, die Anna Mentrup seit ihrem ersten Farbstiftstrich produziert hat; so ungefähr 150 bis 200 Stück, genau weiß sie das gar nicht. Sie weiß nur, daß ihr oft genug die Arbeiten vom Tisch gezogen wurden, sobald der Name Anna Mentrup drunterstand.

Aber Anna Mentrup ist nicht etwa eine Express-Malerin, die mit flotter Hand naive Bildnisse ausstößt, um sie leichten Herzens zu verscherbeln. Sie ist einfach maßlos fleißig und besessen und hat noch jedem ihrer verkauften Bilder mit gemischten Gefühlen hinterhergeschaut. Denn in jedes ihrer Bilder hat sie außer diesem besessenen Fleiß auch immer ein Stück Mentrup investiert. Sowas verkauft keiner gern, aber andererseits ist jeder Käufer einer, der mit dem Kaufpreis Anerkennung, Bestätigung zurückläßt. Und die braucht Anna Mentrup auch. Das ist schließlich ganz normal.

Überhaupt ist Anna Mentrup bei oberflächlicher Betrachtung eine Frau, die sich in nichts von den anderen Frauen ihres Alters unterscheidet. Nachdem die drei Kinder nun verheiratet sind, bewohnt sie mit ihrem Mann die obere Hälfte eines jener unauffälligen Siedlungshäuser rund um die stillgelegte Zeche „Unser Fritz 2/3“ - jenseits des Kanals im Wanner Norden. Dem peinlich sauberen Treppenaufgang entspricht das bescheiden-properere Mobilar in den kleingeschnittenen Wohnräumen; und auch der makellose Perlonkittel, den die Künstlerin bei der Arbeit trägt, weicht da nicht ab. Wer also hinter der geordneten Fassade eine farbenbeleckte chaotische Künstler-Idylle erwartet hatte, der ist enttäuscht. Selbst die Hunderte zählende Menge ihrer Farbstifte auf dem Arbeitstisch läßt ein Ordnungsprinzip erkennen.

Gelegenheiten, Ordnung zu halten, fand sie mehr als genug im Leben: zuerst in der Enge ihrer siebenköpfigen Geschwisterschar, dann in Crange auf dem Sassenhof (wo sie nach der Schulzeit „diente“), später im Eheleben. Als sie 25 war und den Jungen, ihr erstes Kind, noch an der Brust hatte, starb ihr Mann. Die Beerdigungskosten mußte sie mühsam abarbeiten, denn geschenkt bekam sie keinen Pfennig; die Verwandtschaft hielt sich da raus. Mit dem zweiten Mann, der ihr heute beim Malen zuschaut, hatte sie zwei Mädchen und die Sorge, er würde seinen Bergmannsberuf nicht durchstehen können.

Vielleicht ist das alles der Grund dafür, daß ihre Bilder samt und sonders so freundlich sind und so heiter, ja idyllisch. Vielleicht erfüllt sie sich nun, in der Welt ihrer Buntstiftfarben, was sonst ein frommer Wunsch geblieben ist. Da taucht zum Beispiel immer wieder das Einfamilienhäuschen auf mit einer Wiese davor und mit Schäfchen-Wolken am Himmer darüber. Oder die Menschen (die sie anatomisch sehr frei) malt; sie haben es nie eilig, sie sind nie bedrängt, sie müssen wohl frei sein (von Sorgen auch).



Die Motive stammen ausschließlich aus dem eigenen Erlebnisfeld. Alles ist gemalt mit dem Willen zur natur- oder erinnerungsgetreuen Wiedergabe. Aber unversehens geraten der Anna Mentrup die Häuschen, Kirchen, Gärten und Höfe zu ganz unrealistischen Idealformen. Das trifft speziell auf das Wanne-Eickel ihrer Erinnerung zu. Sie isoliert nämlich, und das ist der unbewußte Trick, ihre schönen Erinnerungsstücke von der grauen industriellen Umgebung und von der sozialen Situation, in die sie gehören.

Hinterhöfe, verwohnte Kolonien, Koke-reien oder Zechen, Not, Armut oder Unglück - dergleichen hat sie hinter sich gelassen. Ihr Kohlenpott hat Farbe, sehr intensive Farbe sogar, hat Charme, Charme von der westfälischen Sorte. Ihr Kohlenpott hat lediglich keine Kohle; in den Bildern der Anna Mentrup erscheint er eben-naiv. Naiv nicht deshalb, weil die Perspektive nicht immer stimmt, sondern weil sie, die Malerin verstanden hat, sich ihre Illusionen zu bewahren; vor der sozialen Wirklichkeit wie vor der Politik. Deshalb auch ist sie bei den AWO-Frauen in Wanne so beliebt wie im katholischen Mütterverein desselben Bezirks; deshalb haben es die Kinder nie fertiggebracht, mit der Mutter über Politik zu streiten.

Bleibe die Frage, ob der Anna Mentrup die Malerei einfach so zugeflogen ist. In der Schulzeit, sagt sie, hat sich nichts Auffälliges getan, und in den gut vier Jahrzehnten danach hatte sie keine Zeit, auch nur ans Malen zu denken. Malstifte hat sie erst in die Hand genommen, als die Enkel kamen. Denen muß wohl gefallen haben, was die Großmutter zu Papier brachte. „Oma, mal doch mal!“ hieß es dann oft an den Besuchstagen. Aber die Enkel wurden größer, kamen seltener. Langeweile machte sich breit bei den Mentrups. Da war es der Sohn, der eines Tages meinte: „Mal doch mal!“

Seitdem malt sie, und mit dem Malen steigen die Erinnerungen auf, um sich mit den Wünschen und der Wirklichkeit zu neuen Bildern zu verbinden. Dann ist der Punkt erreicht, wo die Malerei weit mehr ist als der liebenswerte Zeitvertreib einer älteren Dame. Dann malt sie so rauschhaft, wie nur einer malen kann, der seine ihm eigene Sprache gefunden hat. „Manchmal“, sagt sie, „sehe ich irgendein Bild, mitten in der Nacht, dann stehe ich um zwei Uhr auf und male es. Ich dachte schon, ich bin am Spinnen.“

Wie wird es weitergehen? Bisher hat sie viel Lob gehört (und gern gehört). Was aber, wenn die Kritik mal von vorne kommt, wenn sich der Erfolg rar macht? Anna Mentrup selbst schließt das nicht aus: „Ich krieg sicher auch mal einen vorn Hintern, dann muß ich mich eben mehr anstrengen.“

Mann wird sehen.



Damen, die keine Pudel kennen —



„Ach, hören Sie bloß auf“, lachte Meta Washhof, eine der erfolgreichsten Sportlerinnen im Verein Herner Kegler, als sie hörte, die Bürgerillustrierte habe es diesmal besonders auf Frauen abgesehen. In der Tat: für die Herner Keglerinnen hätte man das „Jahr der Frau“ bestimmt nicht erfinden müssen. Sie stehen ihren Mann und das schon seit vielen Jahren. Sie trugen wesentlich dazu bei, daß man in „Kegel-Deutschland“ respektvoll von der Kegelhochburg Herne sprach und auch noch spricht.

„Wenn die auf den Programmen Herne lasen, dann zitterte unsere Konkurrenz“, erinnert sich Meta Washhof, und es gab auch eine Zeit, da war das Herner Frauenteam überhaupt nicht zu schlagen: in den Jahren 1968 bis 1970, als man zunächst die westdeutsche Elite von den Bahnen fegte und dreimal hintereinander den Titel des Deutschen Meisters mit nach Herne brachte.

Aber dies waren nicht die ersten spektakulären Erfolge der Sportkeglerinnen. Zwanzig Jahre davor - genau im Jahre 1950 - feierte Herne die erste Deutsche Frauenmeisterschaft. M. Storch, M. Müller, H. Kokott, L. Uhtbroch und M. Schade brachten damals diese begehrte Trophäe mit nach Hause, und an diese Zeit erinnert sich Maria Müller, Hernes wohl profilierteste Sportkeglerin noch gerne: „Es war meine schönste aber auch schwerste Meisterschaft. Das erste Problem: wie nach Biele-



feld kommen. Willy Euscher packte alle in seinen Fischwagen, und ab ging die Post. Es machte uns wenig aus, daß wir in diesem Auto auch unsere Stullen aßen.“

Weiter erinnert sich Maria Müller: „Unsere Männer wollten natürlich mit, sie kamen hinten in den Kofferraum. Und dann die Übernachtung, meine Güte, mit 18 Frauen in einem kleinen Zimmer, darunter auch Schlachtenbummler, da war schon was los.“

Ja, damals kegeln sie auch noch auf Holzpinne, die entweder überhaupt nicht fielen oder schon umkippten, bevor die Kugel da war - wenn der Kegeljunge sie nicht perfekt aufgestellt hatte. Oder Lilli Uhtbrock. Die Meisterschaft in Hagen lief schon, es ging um Minuten. Da setzte sich Lilli Uhtbrock aufs Motorrad, knaterte los - und kam als Westdeutsche Meisterin wieder zurück.

Maria Müller hätte eine ihrer Meisterschaften ums Haar verschlafen, regelrecht verschlafen. Sie fühlte sich wahnsinnig nervös am Start und suchte deshalb jemanden, der ihr mit einem Beruhigungsmittel aushelfen könnte. Meta Waschhof konnte; sie hatte nämlich für alle Fälle gesorgt und sowohl Schlaf- als auch Be-

ruhigungsspielen mitgenommen. Davon bot sie also der Kollegin Müller an. Die aber, nervös wie sie ja war, griff die Schlaftabletten - und kegelte wie nie zuvor in ihrem Leben. Nur die Siegesfeier erlebte sie nicht mehr wach.

Zwanzig Jahre später, eine neue Ära im Kegelsport, vieles hat sich geändert, nur die Namen nicht. Maria Müller, Meta Waschhof, Christel Schimanski und Elli Wahl sind immer noch dabei. Und wie. Vor wenigen Wochen erst wurden sie in Letmathe erneut in der A-Klasse (ab 50 Jahre) Deutsche Meister! Wie kann man eine solche Form über einen so langen Zeitraum nur konservieren? Meta Waschhof weiß es: „300 bis 400 Kugeln in der Woche, da bleibt man in Form.“

In Form aber ist auch die neue „Generation“ mit Inge Niemeier, Ruth Heinrich, Rita Kruska, Herta Kettler, Irmgard Dangel und Waltraud Stepniak. Sie gewannen die Deutsche Meisterschaft 1972 in Saarbrücken, und mit 723 Holz erzielten sie einen Durchschnitt, der bis heute in Deutschland noch nicht übertroffen worden ist. Als Rita Kruska dann auch noch „Junioren-Vize“ wurde, gab es eine feuchtfröhliche Nacht im Rheingold-Express.

Ein wenig besorgt ist Ruth Heinrich, die übrigens zum deutschen Nationalteam gehörte, das 1973 in Iserlohn die Europameisterschaft gewann, um den Nachwuchs: „Es ist so schwer, Mädchen für den Kegelsport zu begeistern, die meisten wollen sich nicht quälen und springen bald wieder ab. Wenn die nur wüßten, wie nett und gemütlich es bei uns ist.“ Ja, sie sind nicht nur meisterlich auf der Bahn, sie können auch feiern. Wie, das drückte Inge Niemeier so aus: „Wir zählten eigentlich immer zu den Letzten, nur wenig hielten es länger aus als wir.“

Werner Schuchna



damenwahl ~

Das weibliche
Zehntel
im Rat der Stadt

Ein schon fast „männliches“ Gespür für Macht, nur noch nicht die Fähigkeit, mit ihr umzugehen, hat die jüngste der christdemokratischen Frauen, Heidi Baumann. Was ihr an politischer Erfahrung fehlt, macht sie mit einem Lächeln oder einer Geste wett. Sie braucht als Frau bestimmt keine politische Knochenarbeit zu leisten, um es zu etwas zu bringen. Sich mit ihr zu unterhalten, macht Spaß.

Zu einer Kaffeerunde traf sich die Verfasserin mit den drei SPD-Damen - fast alle schon alte Hasen im Rat. Hilde Ptak, lieb, freundlich, manchmal scheinbar unbeholfen. Sie hat die Politik von der Pike auf gelernt, ist fleißig, stetig und ganz einfach nett.

Ein Gespräch von Frau zu Frau, im Jahr der Frau . . . möglichst nicht über Kochrezepte, über Strickmuster oder über Kindererziehung - die typischen Frauenthemen - sondern über Politik; Portraits der sechs weiblichen Ratsmitglieder, sechs verschiedene Frauen, aufgeschreckt aus der Anonymität als Frau in der Politik, sich jetzt selbst darstellen zu müssen . . .

Schwierig war es bei Lore Schnettler; sie fragte als einzige ihren Fraktionsvorsitzenden, ob sie ein Interview geben dürfte. Das Gespräch verlief dann trotzdem fruchtbar. Nur wenn man nicht aufpaßte, ging's zurück in die typischen Frauenthemen.

Anders das Gespräch bei Renate Hengst. Sie ist gemütlich, aber schlagfertig, mit einem Schalk im Nacken. Keine Frage ist ihr zu frech; sie weiß, was sie will und sagen will. Sie hat von den drei CDU-Ratsherrinnen das markanteste politische Profil - wenn es sowar gibt.

Ein beträchtliches Format hat Helga Ruppio. Die vitale Frau strotzt vor Kraft und Unternehmungslust. Wenn sie etwas sagt, ist sie offenbar auch überzeugt davon. Sie erzählt gern und lebhaft, hat eine gewisse Wärme. So eine Schwiegermutter wünscht man sich!

Die bemerkenswerteste von allen sechs ist die „Rats-Oma“ Dora Schaedel. Sie macht den Eindruck, als könnte sie alle fünf anderen mit dem kleinen Finger an die Wand spielen. Reich an Jahren und Erfahrung, hat sie aber noch nicht die Nase voll von der Politik. Sie ist so jugendlich, daß manche 20jährige vor Neid erblassen könnten. Sie kann sich's leisten, nicht nur mit ihrem Alter zu kokettieren, sondern auch mit ihrem blendenden Aussehen, ihrem Enkel, und den Sachen, die sie überheblichen Männern schon so an den Kopf „geknallt“ hat. Von ihrem Erfolg in Sachen Emanzipation können sich die meisten getrost ein Stück abschneiden - besonders diejenigen, die es auf fast verbissene Weise relativ erfolglos versuchen.





Lore Schnettler (49), CDU-Ratsmitglied

Sie ernährt ihre Familie mit wenig Fett und Zucker und viel Obst und Gemüse. Sie ist stolz auf ihre Tochter, die bei einem ostdeutschen Wettbewerb mit einem selbstgestickten Wandbehang einen ersten Preis gewann. Sie ist überzeugte CDU-Anhängerin seit Beginn dieser Partei. Was läge das näher, als endlich auch im Stadtrat dieses Engagement wirken zu lassen.

Lore Schnettler (49), Ehefrau, Mutter von vier Kindern, wohnt in einem kleinen Häuschen mit großem Garten. Was sie erzählt, klingt nach Idylle, intakter Familie, ein bißchen nach heiler Welt.

Die gelernte Gewerbelehrerin ist zum ersten Mal im Rat, vor drei Jahren begann sie sich aktiv für die CDU einzusetzen. Ihr Mann, Studiendirektor an der Berufsschule, ist auch engagiert in der Bezirksvertretung.

Frau Schnettler ist außer im Rat noch in einigen Ausschüssen: Kulturausschuß, Sozialausschuß, Schulausschuß und Kulturzentrumsausschuß. Außerdem ist sie in der Frauenvereinigung der CDU aktiv. Besonderes Augenmerk legt sie auf einen guten Kontakt zu allen Mitbürgern der Stadt, ganz besonders will sie sich für die alten Leute einsetzen.

„Die Senioren müssen mehr in die Gemeinschaft aller Bürger hinein. Alte Leute haben eine Portion von Lebenserfahrung und werden heutzutage überhaupt nicht mehr gefordert, nur weil sie alt sind. Man macht sie zu unmündigen Bürgern, die verwaltet werden und nur versorgt werden wollen.“

Auch soziale Randgruppen sollten ihrer Meinung nach mehr berücksichtigt wer-

den. „Man sieht ja, was aus den Kindern wird, die da aufwachsen. Sie müssen so untergebracht und versorgt werden, daß sie eine eigene Individualität entwickeln können.“

Der versorgte Bürger also?

„Nein, ich bin gegen den Staat, der die Bürger vollständig versorgt, so wie in Schweden zum Beispiel. Die Bürger müssen auch Eigenleistungen bringen, sonst sagt man sich ‚der Staat macht ja schon‘. Größtmögliche Freiheit, Aktivität der Bürger und Versorgung der Schwachen.“ Diese Meinung vertritt sie auch in der neuen Stadt: „Es müßte eine Stelle geben, wo der einzelne Bürger seine Ideen hintragen kann.“

Vielleicht eine Illusion über die Aktivität der Bürger?

„Ich weiß ganz genau, daß diese Ideen existieren. Doch wenn es keine Möglichkeit gibt, sie zu verwirklichen oder ins Gespräch zu bringen wird auch der Bürger müde.“



Renate Hengst (43), CDU-Ratsmitglied

Jhr Mann ist Erster Staatsanwalt, sie ehemalige Justizangestellte, ihr Sohn will Rechtsanwalt werden („Geklaut wird immer“). Trotzdem macht Renate Hengst (43) nicht den Eindruck, als würde in ihrer Familie vor lauter Gesetzestreue nicht mehr geatmet. Und die mollige, sympathische 43jährige legt auch gleich los: „Frauen sollten sich auf jeden Fall in der Politik engagieren. Sie sind zwar gefühlsbetonter, aber das muß nicht unbedingt ein Nachteil sein. Manche Entscheidung wäre sicherlich anders und besser ausgefallen.“

Seit 1970 ist Renate Hengst in der CDU. Besonders interessiert sie die Schulpolitik - darauf kam sie, als es mit dem heute 12jährigen Sohn Henning schulische Probleme gab. Und so ist auch fast selbstverständlich, daß Renate Hengst im Schulausschuß sitzt.

„Der Vorschlag, die Gesamtschule in die Freiherr-vom-Stein-Schule zu setzen, lehne ich zum Beispiel ab. Eine gutfunktionierende Hauptschule kann nicht einfach stillgelegt werden.“

Frau Hengst ist zwar zum ersten Mal im Rat, hat sich aber politisch bereits profiliert: Vorsitzender der Ortsunion Wanne-Süd, Vorstand Frauenvereinigung, Vorstand Stadtbezirk Eickel, zweite Vorsitzende im Sozialausschuß und Vertreterin im Ausschuß für zivile Verteidigung.

Mit der Menge der Arbeit steigt auch der Zeitaufwand. „Bis zu den großen Ferien hatte ich täglich ein bis zwei Termine - das ist schon ganz schön anstrengend. Da braucht man schon eine Familie, die das mitmacht.“ Und sie macht es mit. Bevor sie die Ämter antrat, wurde erst einmal der Familienrat zusammengerufen: Ehemann, die beiden Kinder und der Opa. Die Mutter legte dar, was sie so alles vorhatte. „Wenn ich mich in der Politik engagiere, dann ganz. Keine halben Sachen.“ In Herne interessieren sie vor allem die aktuellen Fragen und die Stadtbezirksarbeit. „Je nachdem, wo den Bürger der Schuh drückt - da will ich etwas tun. Das Unmittelbare zuerst. Schwerpunkt Schule und Soziales.“

Wenn sie etwas anfängt, will sie es auch durchstehen („Stöhnen kann ich aber auch“). Sie kennt auch die Grenzen, die ihr Ehe und Familie setzen. Sie hat keine ehrgeizigen politischen Ambitionen. „Die Familie geht im Zweifelsfalle immer vor.“ Deshalb kommt für sie auch nur die Kommunalpolitik in Frage. „Und da gibt es viel zu tun . . .“

Heidi Baumann (34), CDU-Ratsmitglied:

Erst war für sie die Politik noch Hobby, jetzt ist sie ihr zum festen Job geworden. Heidi Baumann, mit 34 Jahren das jüngste weibliche Ratsmitglied, hat in dieser Zeit zwischen Hobby und Job eine erstaunliche Karriere gemacht. Sie stand sogar schon als Landtagskandidatin der CDU zur Debatte - und so, wie sie gebaut ist, hätte sie das, zumindest zeitlich, auch noch geschafft.

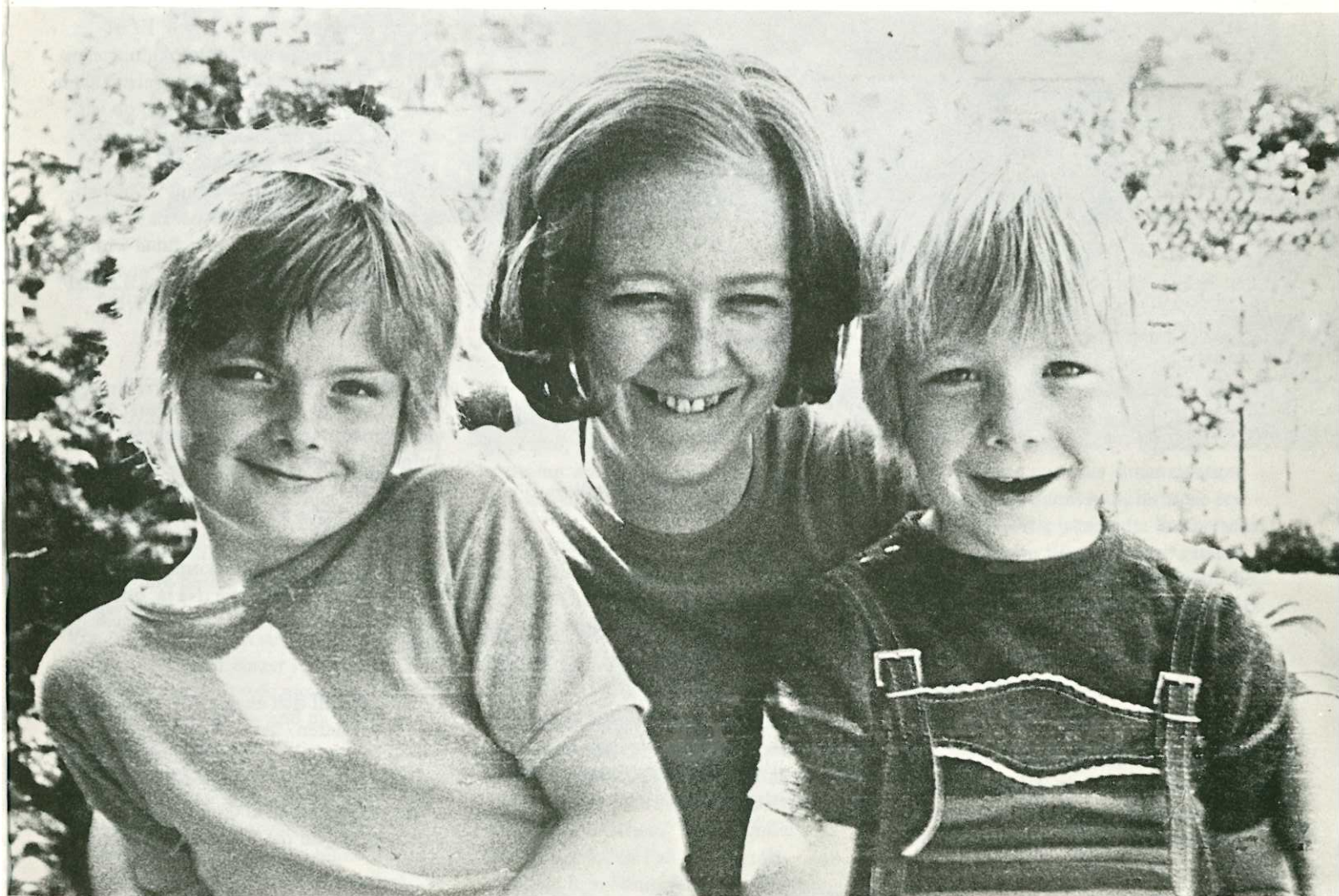
Eigenes geschmackvoll angelegtes und eingerichtetes Haus, großer gepflegter Garten, zwei niedliche Kinder, einen leitenden Angestellten zum Mann, eine Hausgehilfin - böse Zungen würden behaupten, der Prototyp einer behüteten verwöhnten Hausfrau, für die die Politik nur Zeitvertreib ist . . .

Man kann ihr aber den Ernst nicht absprechen, mit dem sie sich der Politik widmet. 1971 in die CDU eingetreten, Sozialausschuß, stellvertretende Vorsitzende der Frauenvereinigung, Stadtbezirk Eickel, Ortsunion Eickel, Wirtschaftsausschuß der CDU auf Landesebene. Ihr Vater war Offizier, die Politik hat sie deshalb schon immer interessiert. Berufsausbildung als Sekretärin, Hobby Gartenarbeit.

Viele politische Termine. „Wenn man alles organisiert, läßt es sich mit dem Familienleben vereinbaren - nur der Wahlkampf nicht.“ Doch gerade dieser reizt sie umso mehr. „Man wird ständig vor neue Situationen gestellt und lernt dadurch.“ Zeitweise habe allerdings, gesteht sie, die Familie protestiert.

Die ziemlich pingelige Hausfrau - wie sie sich selbst bezeichnet - hat sich eine Hausgehilfin zugelegt, die stundenweise kommt. „Allein kann ich Haus, Garten, Kinder und Politik nicht mehr schaffen. Durch die Position meines Mannes habe ich zudem noch andere Verpflichtungen.“ Auch sie fühlt sich zu sozialem Tun hingezogen. „Spielplätze müssen gebaut werden. Leider ist die CDU-Arbeitsgemeinschaft Spielplätze abgelehnt worden.“

Auch bei den Schulen stimmt einiges nicht nach ihrer Meinung. „Einmal wird von Lehrermangel und dann wieder von Lehrerüberschuß gesprochen. Da liegt doch einiges im Argen“. Weiter hält sie gefahrlose Schulwege für notwendig - auch zu den Schulkindergärten. „Ich bin kein Ja-Sager innerhalb meiner Fraktion“, deshalb meint sie auch, bestimmte Gruppen, die immer mehr Geld fordern, sollten ihre Erwartungen zurückschrauben. „Manche müssen wirklich mit dem Existenzminimum auskommen und Familien ernähren, und vielen Rentnern ist es noch nie so gut gegangen wie heute!“





Hilde Ptak (56), SPD-Ratsmitglied:

Das Jahr der Frau ist ihrer Meinung nach zwecklos. „Eine Alibifunktion für die Männer!“ so Hilde Ptak (56), seit 18 Jahren im Rat der Stadt Wanne-Eickel, jetzt in Neu-Herne. „Das Jahr der Frau ändert sowieso nichts, die Männer machen sich oft nur lustig darüber.“

Frau Ptak ist mit der Politik aufgewachsen und hat es durch zuverlässige Arbeit auch zu einigem Erfolg gebracht: Rat, Sozialausschuß, Kulturausschuß, Rechnungsprüfungsausschuß, Ortsverein Eickel, Frauengruppe, stellvertretende Vorsitzende der Frauengruppen im Unterbezirk, Vorstandsmitglied des Kreisverbandes.

Schon vor dem Zweiten Weltkrieg war sie bei den Falken, gleich nach dem Krieg trat sie in die SPD ein. Ihr Mann ist aus dem Krieg nicht wiedergekommen, ihre Tochter ist 30 Jahre alt, ihre Enkeltochter zwei.

Die „eingeborene“ Wanne-Eickelerin ist Hausangestellte gewesen und führt zur Zeit den Haushalt zusammen mit ihrer Schwester, mit der sie zusammenwohnt.

Politik hat sie immer gerne gemacht, Schwierigkeiten mit den Männern hatte sie eigentlich nie. „Heute allerdings wird von den Frauen in der Politik noch viel mehr verlangt - sie müssen besser sein als die Männer, sonst kommen sie auf keinen grünen Zweig. Bei den Männern genügt meist weniger Sachkenntnis und Format.“

Politik macht ihr zwar Spaß, aber manchmal ist sie auch ein hartes Geschäft, „wenn man sie so ernst nimmt wie ich. Es ist manchmal sehr schwer, Entscheidungen zu treffen. Manchmal denke ich tagelang über ein Problem nach und frage mich, ob ich wirklich richtig entschieden habe.“

Ist sie eine emanzipierte Frau? „So wichtig ist das eigentlich gar nicht. Es kommt nur auf das Können an. Manchmal wird das Schlagwort „Emanzipation“ etwas sehr strapaziert, und die Emanzipation etwas übertrieben.“

Was sie noch stört, ist die Tatsache, daß die Frauen in der Politik immer auf die sogenannten sozialen Ausschüsse und Aufgabengebiete abgeschoben werden. „Die Männer denken immer, das sei die richtige Aufgabe für Frauen. Und wenn Frauen mal eine Aufgabe in der sogenannten ernsthaften Politik bekommen oder erringen, dann sagen viele ‚Na ja, im Jahr der Frau können wir sie ja mal machen lassen‘.“

Hilde Ptak will sich auch in der neuen Stadt engagieren - auch in der „ernsthaften“ Politik. Als Ausschuß strebt sie den Planungs- oder Vergabeausschuß an. „Hier werden nämlich die Sachen entschieden, die für die Stadt wichtig sind.“



Helga Ruppio (54), SPD-Ratsmitglied

Zum ersten Mal im Rat und sehr stolz darauf, daß sie bei den letzten Wahlen ein Direktmandat in Röhlinghausen errungen hat, ist Helga Ruppio (54), Ehefrau, Hausfrau, Mutter von zwei Söhnen, 31 und 26 Jahre alt. Energisch und verblüffend dynamisch für ihr Alter, vital und offen; sie scheint ihre besten Jahre noch vor sich zu haben.

Vor zehn Jahren trat sie der SPD bei. „Ich wollte nicht mehr länger Hausmutter sein. Die Kinder waren groß, mein Mann schon jahrelang in der SPD - und da wollte ich nicht abseits stehen.“

Anfangs hatte sie große Schwierigkeiten, auch im Umgang mit den Männern. „Ich sagte anfangs kaum etwas, aber als es mir zu bunt wurde und ich den Mund auf tat, bin ich auch sofort akzeptiert worden.“

Eine spezifische Aufgabe der Frau in der Politik sieht sie nicht. Sie ist im Schulausschuß und im Jugendwohlfahrtsausschuß. „Die Sache mit den Ausschüssen war neu für mich, sonst hätte ich es auch anders angefaßt und wäre in Ausschüsse gegangen, in denen Frauen noch nie vertreten waren. Es gibt keine Männer- und keine Frauen-Politik.“

Politik macht ihr aber trotzdem Spaß, und in den Schulausschuß ist sie gern gegangen. „Die ganze Parteiarbeit ist eine wichtige Sache“, meint sie, „gerade hier kann man die vielzitierte Bürgernähe praktizieren.“

Die Frauen müssen mehr anerkannt werden. „Einfach hinein in die sogenannte Männerwelt, so schlimm ist das gar nicht. Nicht entmutigen lassen, einfach mitmischen.“ Ihre Familie läßt sie auf jeden Fall tüchtig mitmischen, ihre Söhne sind begeistert,

was ihre Mutter alles macht; zum Beispiel für die Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Frauen eine Seminarreihe für Eltern von Schulanfängern, wo über Rechte und Pflichten der Schule gegenüber informiert wird.

Auf die Frage nach der Emanzipation und wie sie es damit hält, lacht sie erst einmal. „Wichtig ist nur die Partnerschaft mit dem Mann. Frauen sollten genauso akzeptiert werden, aber dabei nicht die Männer imitieren wollen. Man soll trotzdem Frau bleiben und das auch in der politischen Arbeit zeigen. Die Härte, die Männer manchmal zeigen, sollten wir Frauen uns nicht zu eigen machen.“

Und daß sie dieses Rezept auch auf sich selbst anwendet, merkt man ihr an. Es gibt Frauen, die reden von Emanzipation, andere haben sie. Helga Ruppio etwa.

Dora Schaedel (65), SPD-Ratsmitglied

Eine „flotte Oma“, die „stille Gewalt“ oder die „weiche Faust“ - das sind drei Namen, die Dora Schaedel (65) im Laufe ihres Lebens erhalten hat. Oma - das ist sie eigentlich gar nicht, alt fühlt sie sich ganz bestimmt nicht. An Auffassungsgabe kann sie es mit jeder jungen Frau aufnehmen.

Achtzehn Jahre lang war sie im Alt-Herner Rat, und will sich jetzt mit Elan auf die Arbeit im neuen Rat stürzen. Seit 1945 ist sie in der SPD, vor der Nazizeit war sie in der SDAJ. Beruf: examinierte Krankenschwester, nach dem Krieg Werksfürsorgerin auf der Zeche Constantin. Ihr Mann blieb im Krieg, ihre zweite Ehe mit einem Gewerkschaftssekretär brachte sie der Politik näher. „Mein verstorbener Mann war immer sehr viel unterwegs - da dachte ich mir, jetzt machst du auch was“.

Achtzehn Jahre lang leitet sie jetzt schon die Awo-Gruppe Herne-Süd, sieben Jahre lang machte sie ehrenamtlich die Trinkerfürsorge, bis sie 1956 in den Rat gewählt wurde. „Und dann kam ich auch in die typischen Frauenausschüsse, bis ich es satt hatte.“ Nach zwei Legislaturperioden saß sie im Hauptausschuß, heute ist sie als einzige Frau im Planungs- und Stadtentwicklungsausschuß. „Was die Männer können, kann ich schon lange!“ Außerdem ist sie noch im Sozialausschuß („aus Überzeugung“), im Kulturzentrumsausschuß, im Verwaltungsrat der Herner Sparkasse und seit 15 Jahren führend in der Sozialistischen Bildungsgemeinschaft. „Ich organisiere für mein Leben gern“, erzählt sie, „und besonders viel Freude macht mir der Kontakt zu jungen Leuten.“

Und wie steht's mit den Männern?

„Ich bin bei allen Männern, auch bei politischen Gegnern anerkannt, das finde ich immer wieder bestätigt.“ Emanzipiert ist sie. „Gezwungenermaßen. Frauen, die sich durchsetzen müssen, im Leben und in der Politik, sind emanzipiert, das war schon immer so. Die Männer sollte man allerdings mit Fingerspitzengefühl behandeln. Auf keinen Fall kuschen - ich habe eine sehr spitze Zunge und manchem Mann habe ich schon ganz schön einen untergejubelt, daß ihm Hören und sehen verging.“

65 Jahre ist sie alt, hinter Robert Brauner die zweitälteste im Rat. Wie lange will sie noch mitmischen? „Diese Legislaturperiode noch, dann gehe ich in den Ruhestand. Weiter bleibe ich allerdings bei der Altenbetreuung.“

Also macht sie doch weiter.



Notizen

SASSENHOF. Eine der ältesten und angesehensten Gaststätten weit und breit, der Sassenhof, ist im Sommer 125 Jahre alt geworden. Zunächst hatte der Betrieb als Bauernhof in Crange gestanden, wo ihn 1803 Heinrich Sassenhof und seine Frau Maria, eine geborene Hangor, bewirtschafteten. Später wurde das Haus, man war schließlich mobil, Balken um Balken an der Dorstener Straße 377 neu aufgebaut, als der Sohn des Gründers, Kaspar Heinrich Sassenhof, die Bauerntochter Anna Katharina Gertrud Stallberg aus der Nachbarschaft heiratete. Caspar Heinrich fügte 1850 der Landwirtschaft ein Gasthaus an, weil die Kohlenstraße, so hieß früher die Dorstener Straße, den Fuhrverkehr vom Niederrhein nach dem Münsterland genau an seinem Betrieb vorbeiführte. Der alte Betrieb wurde inzwischen ein Opfer des Emscherschnellwegs, aber der neue Sassenhof hat den gemütlichen Geruch von Alter und Tradition bewahrt. Er gehört nach wie vor zu den gastronomischen Geheimtips im Gebiet der Stadt Herne.

WESTFALIA. Die Beziehungen zwischen dem SC Westfalia und dem Wanner Mineralöhländler Erhard Goldbach haben sich abgerundet: die Vertragsspieler des SCW tragen auf ihren Trikots den Goldinschriftzug als Werbung für Goldbachs Ölprodukte, und eine Tochterfirma der Goldbachgruppe nennt sich inzwischen „Westfalia“. Diese Firma ist aber auch abseits vom Fußball ein recht interessantes Unternehmen. Denn bisher hat sich die Goldbachgruppe nur mit dem Handel und Vertrieb von Kraftstoffen befaßt. Jetzt aber werden Rohstoffe in eigener Regie zu Benzin verarbeitet, und dafür ist die „Westfalia GmbH“ gegründet worden.


BILD-QUIZ. Wissen Sie noch? In der letzten Bürgerillustrierten hatten wir die Leser aufgefordert, sich an einem Bild-Quiz zu beteiligen. Unter neun Fotos ein und desselben Babys sollten die Teilnehmer dasjenige nennen, welches sie als Titelfoto ausgewählt hätten. Gut 600 Leser haben sich die Mühe gemacht, den Teilnahme-Coupon auszufüllen und einzusenden - eine stattliche Zahl, wenn man berücksichtigt, daß wir nicht etwa mit Auto- oder Reise-Preisen winken konnten. Die weitaus meisten Einsender stimmten für die Fotos mit den Nummern 5 und 9 (zwei gleiche Fotos); unter ihnen wurden deshalb auch die Preise, 33 an der Zahl, verlost. Und das waren die Preise: fünf Saisonfreikarten für das Wellenbad im Revierpark; fünf Zehnerkarten für das Aktivarium im Revierpark; drei Theaterabonnements für die Saison 1975/76; zehn Saisonkarten für die städtischen Freibäder an der Bergstraße und Am Freibad (dazu je eine Zehnerkarte für die städtischen Hallenbäder); und außerdem wurden zehn Freikarten zum Besuch eines beliebigen VHS-Kurses verlost. Bei der Gelegenheit bedanken wir uns mit einem tiefen Knicks bei den Einsendern, die nichts gewonnen haben und beglückwünschen noch einmal diejenigen, die Glück hatten.

GEFUNDEN. Das hatte sich Herbert Speckmann selber nicht träumen lassen: als der Herner Kaufmann ein 2000 Quadratmeter großes Gelände an der Sodinger Straße in Besitz nahm, fand er bei näherer Betrachtung seines Eigentums außer der Ruine der alten Widua-Mühle unter anderem sechs Mühlsteine und einen gut erhaltenen historischen Einzylinder-Gasmotor mit kunstvollem eisernen Schwungrad und hölzernen Zahnrädern. Mühlen, das wußte man, waren seit dem 17. Jahrhundert an dieser Stelle des Ostbachs betrieben worden. Nur hatte niemand geahnt, daß noch Zeugen dieser Vergangenheit vorhanden sind. Sie werden jetzt am alten Ort in ein neues Ausflugs- und Bauernlokal aufgenommen und bleiben so auch der Nachwelt erhalten.

MONT-CENIS. Im Sommer 1875, vor fast genau 100 Jahren also, wurden auf „Mont-Cenis“ die ersten Kohlen gefördert; vier Jahre zuvor hatten auf Schacht I die Bauarbeiten begonnen, 1897 wurde Schacht II eröffnet, 1909 folgte der Hauptförderungsschacht III. Später kamen drei Kokelektroden mit Nebenproduktengewinnung und drei Ziegeleien hinzu. Entstanden war die Zeche „Mont-Cenis“ 1872 durch die Konsolidation von fünf Grubenfeldern im Bereich der Ortschaften Sodingen, Börnig und Holthausen. Damit zugleich änderten diese Teile des heutigen Herne abrupt ihr Gesicht: aus einer beschaulichen dörflichen Gemeinschaft wurde fast über Nacht eine Industriegesellschaft. Übrigens, ihren Namen verdankt die Zeche einem Berg (Mont) in den französischen Alpen; an seinem Fuß wurde 1871 ein zwölf Kilometer langer Tunnel eröffnet; diese technische Leistung dort sollte offenbar auch hier als Ansporn wirken.



**Volltreffer
oder Schuß in den Ofen**



Da gibt es keine Diskussion: der Park selbst und die Spielzone im Revierpark Gysenberg erfüllen auch hochgesteckte Erwartungen.

Wir stellen zur Diskussion:

**FREIZEITHAUS
GYSENBERG**



Der Revierpark Gysenberg ist eine kombinierte Freizeitanlage. Er verbindet auf seiner Fläche viele attraktive Angebote für Erholung, Spiel, Sport, Information und Geselligkeit. Man kann dort in temperiertem Wasser schwimmen, im Wellenbad nämlich. Man kann in der Sauna des Activariums oder auf einer seiner großen Rasenflächen beim Ballspiel seinen Kreislauf fördern. Man kann spazieren gehen, schachspielen, mit seinen Kindern toben oder sich in einer Veranstaltung im Freizeithaus entspannen aber auch unterrichten. Der Revierpark ist auf diese Weise Anreize für seine Benutzer, sich in der Freizeit körperlich und geistig zu beschäftigen. Er ist deshalb eine Anlage, die allen Bürgern individuelles und soziales Handeln ermöglicht. Der Revierpark Gysenberg ist sicher kein Ersatz für notwendige ähnliche Anlagen in den Stadtteilen der ihn umgebenden Städte. Er ist jedoch notwendige Ergänzung.

Das Besondere am Revierpark ist jedoch, daß er außer seinen vielen Spiel- und Sportanlagen ein Programm hat. Ein Programm im Revierpark ist Betätigung für Menschen mit Menschen. Der Revierpark Gysenberg ist in den 5 Jahren seines Bestehens Begegnungsort für Bürger aller Altersgruppen und Schichten geworden. Man kann ihn

als eine „sozialkulturelle Einrichtung“ ansehen. Denn hier haben seine Benutzer bereits gemeinsam und gemeinnützig gehandelt und tun es noch. Ihr Handeln ist die Grundlage eines jetzt im Revierpark begonnenen Versuchs partnerschaftlicher Teilhabe, oder wie man heute sagt, der Partizipation.

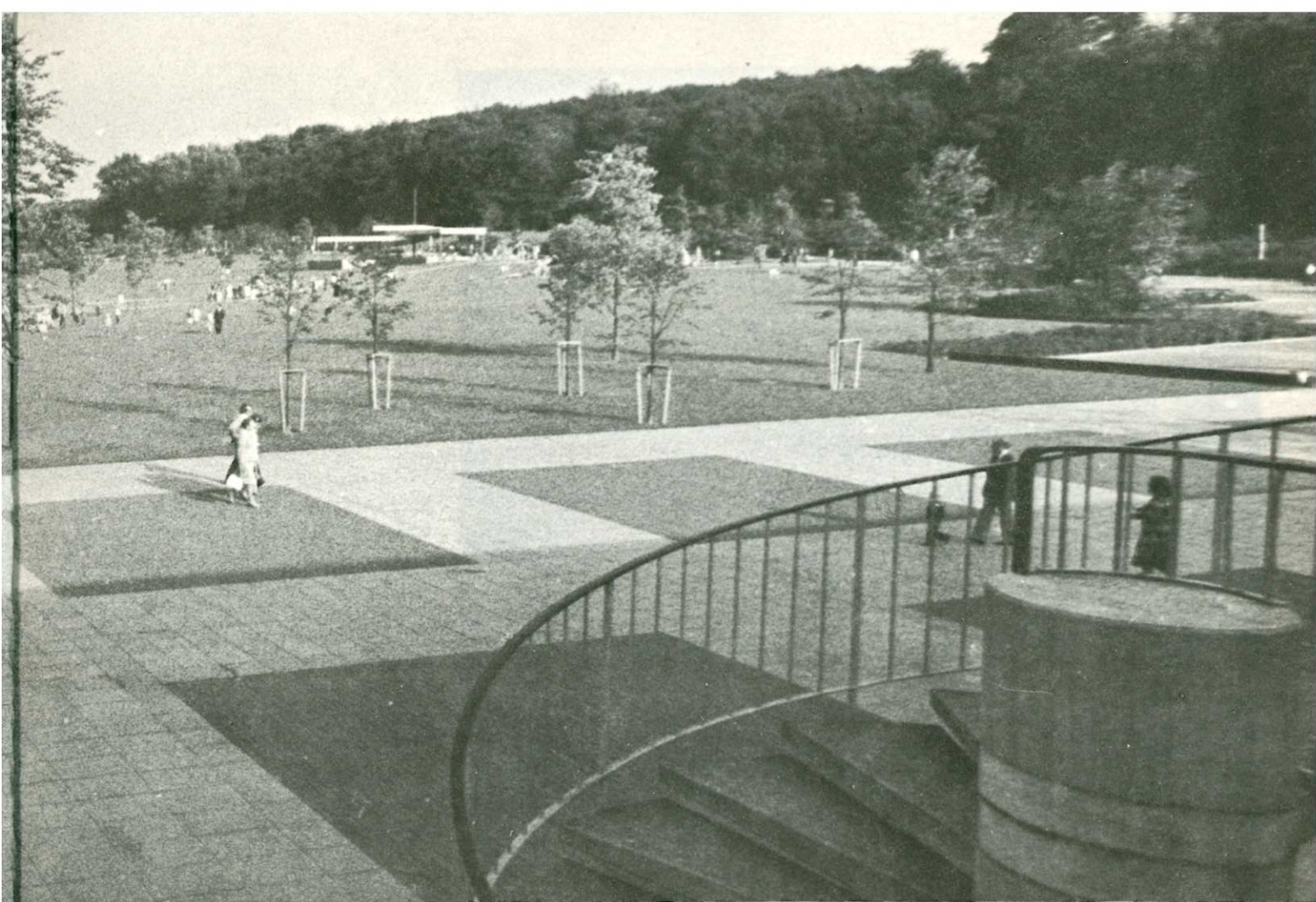
Wie geschieht das? Die partnerschaftliche Teilhabe der Bürger ist an zwei Entscheidungsebenen gebunden. In der ersten Entscheidungsebene wirken die von den Bürgern gewählten politischen Vertreter (Ratsherren). Das ist die Gesellschaftsversammlung der „Revierpark Gysenberg in Herne GmbH“. Sie handeln dort entsprechend den Bestimmungen des Gesellschaftsvertrages zwischen der Stadt Herne und dem Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk (SVR). Sie überwachen, daß der Revierpark grundsätzlich in seinem Betrieb, in seiner Gestaltung und in seinem Programm den Bedürfnissen möglichst vieler Bürger entspricht.

In der zweiten Entscheidungsebene können nur die Bürger selbst wirken. Denn sie allein können als Benutzer des Revierparks feststellen, was für Bedürfnisse das eigentlich sind, und wie sie im Revierpark befriedigt werden sollen. Es geht also um das „Was“ und das „Wie“. Die Bürger gehen dabei

von ihrem vorhandenen Wissen und ihren sozialen Erfahrungen aus. Sie schließen sich mit anderen Interessierten zusammen, um z. B. über ein Programm, über Veranstaltungen, Aktionen oder Kurse zu beraten. Je mehr Bürger dabei zusammenkommen, desto mehr Wissen, Ideen und Mitarbeit stehen zur Verfügung.

Ein möglicher Name für eine solche Gruppe interessierter Bürger ist „Arbeitskreis“. Der Arbeitskreis ist offen. Jeder kann also kommen und gehen, wie es ihm beliebt. Oder je nachdem, wieviel Zeit und Mitarbeit er einbringen will. Damit sich die Programme einzelner Arbeitskreise nicht überschneiden, entsenden die Arbeitskreise Vertreter in den Programmbeirat. Dieser Programmbeirat legt dann das Programm für den gesamten Revierpark endgültig fest.

Seit Januar 1975 haben sich sieben Arbeitskreise und 5 Projektgruppen gebildet. Sie verfolgen z. B. so unterschiedliche Ziele und Programme wie: Weiterbildung in der arbeitsfreien Zeit - Behindertenberatung - Familienfreizeitberatung - Bastelstunden - Kunstaussstellungen - Musikworkshops - Breitensport - Selbstentfaltung und Handfertigkeitserfahrungen auf musikalischem Gebiet - Kinderprogramme - gesellschaftspolitische Programme - internationale Frei-



zeitaktivitäten - und oekumenische Begegnung. In diesen Arbeitskreisen und Projektgruppen haben in wechselnder Teilnehmerzahl bisher fast 1000 Personen mitgewirkt. An den von ihnen geplanten und in die Tat umgesetzten Veranstaltungen nahmen rund 50.000 Besucher teil. Wobei man statt ‚Besucher‘ besser ‚Besuche‘ sagte, da nicht festzustellen ist, wie oft einzelne Besucher die verschiedenen Programme nutzten und damit vielleicht doppelt gezählt wurden.

Das bisherige Engagement im Mitdenken, Mitverantworten und gemeinsamen Handeln steht in merkwürdigem Widerspruch zur allgemeinen Skepsis gegenüber diesem ‚Partizipations-Versuch‘. Haupttenor dieser Skepsis ist: die Bevölkerung (speziell auch die Hernes) sei ohnehin zu passiv, zu apathisch, nicht interessiert und überhaupt nicht dazu fähig. Nun weiß niemand genau, warum solches Mißtrauen gegenüber dem Bürger und seinen Fähigkeiten zur Selbstverantwortung, Mitverantwortung und entsprechend praktischem Tun besteht. Vielleicht möchten die Skeptiker, daß die Bürger so nicht handeln können, weil sie, die Skeptiker, dadurch wenigstens Recht behalten und so die Bürger weiter bevormunden können.

Der Revierpark Gysenberg ist eine Anlage für die Freizeit. Das heißt, die Menschen können ihn in ihrer arbeitsfreien Zeit benutzen. Nun hat diese Zeit durch die Verkürzungen der Arbeitszeit stark zugenommen. Sie wird deshalb immer mehr ein Zeitraum für Tätigkeiten, die nicht durch materielle Zwecke (z. B. Broterwerb) gebunden sind. Gerade in der Freizeit besteht also die Möglichkeit zu sozialem Handeln, d. h. zu einem Handeln, das den Egoismus von Einzelnen und Gruppen überwindet



und zu wirklicher Partizipation führt. Es besteht allerdings kein Zweifel darüber, daß Mitdenken, Mitverantworten und gemeinsames Handeln für ein von anderen mit ‚mir‘ gemeinsam als wertvoll erkannttes Bedürfnis oder einen Zweck geübt werden muß. Dafür braucht man Zeit. Und die Zeit, sich in solchem Verhalten zu üben, sollte man jedem Bürger lassen.

Bernhard Graf von Schmettow

Von Heinz Kurtzbach

Wenn die Sonne scheint im Revier, haben es in Herne die Prospektemacher gut: das Grün des Revierparks leuchtet besonders satt. Klick. Schaut her, so schön ist es in Herne. Die Bilderbetrachter werden die Übertreibung in Color für bare Münze nehmen und anerkennend nicken; Rasenmatten und Blumenrabatten verdecken schließlich gnädig die Probleme, die von den Revierpark-Planern seinerzeit gratis in die Herner Erde eingebracht worden sind.

Der grüne Stolz am Städtedreieck Herne/Castrop/Bochum ist wahrlich alles andere als eine umweltgerecht eingerichtete Freizeitlandschaft; der Park ist gebaut worden in einiger Unkenntnis der Freizeitbedürfnisse der Revierbevölkerung. Was jeder mittlere Industriebetrieb selbstverständlich der Produktionsplanung vorschaltet, nämlich eine Marktanalyse - diejenigen, die dort ober in Constantin pflanzen und bauten, schenkten sich dergleichen: die Gysenberg-Konzeption wurde Ende der 60er Jahre entwickelt, ohne daß halbwegs ordentliche Erhebungen über das Freizeitverhalten der Reviermenschen gemacht worden wären. Die Herner Anlage ist vielmehr gebaut worden in der Hoffnung, die Bevölkerung werde ihr Freizeitverhalten schon nach dem Revierpark-Angebot ausrichten.

Die Bevölkerung hat den Planern was gepiffen.

Und als schließlich die Emnid-Analyse über die wirklichen Freizeitbedürfnisse des Ruhrvolks vorlag, reagierte der Park mit permanenter Konzeptionsänderung; dies gilt auch und vor allem für das Kernstück, das Freizeithaus, das jahrelang von sozialpädagogischen Eiferern regiert wurde. Und mit jedem neuen Konzept wurde es besetzt von neuen Leuten mit neuen Ideen - der Wechsel in diesem Haus war lange Zeit das einzig konstante in ihm.

Es dauerte lange, bis man sich dazu durchrang, die inzwischen vorhandene Erkenntnis gelten zu lassen: mit einem Freizeithaus, das kein Bürgerhaus ist, kann man Herrn Normalbürger nicht locken. Und: ein Freizeithaus kann nicht dazu da sein, die sozialpädagogischen Probleme eines ganzen Stadtbezirks zu lösen. Es waren, wie gesagt, schmerzliche Erfahrungen, aber immerhin - die Erkenntnis wuchs mit jedem blauen Auge, das den Sozialpädagogen dort oben von „Randgruppen“ geschlagen wurde.

Der immaterielle Schaden ist indes jetzt, fünf Jahre nach Eröffnung und ein Jahr nach Wiedereröffnung, immer noch nicht behoben. Die „normale“ Herner Bevölkerung, jahrelang von Rockern und Problemgruppen systematisch aus dem Haus getrieben - manchmal auch geprügelt - hat noch lange nicht ihren Frieden mit dem Freizeithaus gemacht.

Daran ändert auch das jüngste Modell, das natürlich nur gültig ist mit Lateinischem, nichts: „Partizipationsmodell“ nennt es sich (Partizipation = Teilnahme), und das soll heißen, daß die Bevölkerung am Programm des Hauses und seiner Bestimmung teilhaben darf und auch die Vereine in der Umgebung und überhaupt jeder, der gerne möchte, ist angesprochen: nun partizipiert mal schön.

Man bildet Arbeitskreise für dieses und jenes und wählt deren Sprecher - und trotzdem: das Freizeithaus - ist es eine Notwendigkeit oder im wahrsten Sinne des Wortes völlig fehl am Platze? Es heißt Freizeithaus, aber wie frei ist die freie Zeit des einzelnen in ihm denn noch, wenn er sich den Regeln eines Arbeitskreises unterwerfen muß, wo er vielleicht doch nur „frei“ sein wollte, sich nur mal eben regenerieren wollte von der Arbeit, bei der er Regeln zur Genüge unterworfen ist? Ist Freizeit noch frei, wenn man sie regelt, sei es auch auf demokratischer Basis?

Sicher ein schier unerschöpfliches Streitthema für die Wissenschaft. Bezogen auf das Herner Freizeithaus bleibt, auch wenn diese Frage sowohl mit „Ja“ als auch mit „Nein“ beantwortet werden kann, festzuhalten: Einrichtungen zu reglementierter Freizeitbeschäftigung gibt es ausreichend - auch in Herne, auch in den anderen angrenzenden Revierstädten: in der VHS, die in Herne sehr bald räumlich sehr großzügig ausgestattet sein wird, kann man sicher über „Kommunikation und Information“ debattieren.

Diese VHS ist überhaupt dazu da, den Bürgern Bildungsangebote zu machen, mit denen sie die freie Zeit sinnvoll ausfüllen können; dazu bedarf es also nicht dieses Hauses am Gysenberg. Breitensport läßt sich in vielen Herner Vereinen treiben. Fotografieren, Basteln, Batik-Arbeiten, Tanzen, Singen: VHS, Tanzclubs, Gesangsvereine. Es bleibt nichts, gar nichts in diesem Hause, wofür es im Stadtgebiet nicht irgendeine lange bestehende, funktionierende, institutionalisierte Möglichkeit gibt. Das Partizipationsmodell also - das aufregendste an ihm ist sein Name, ansonsten macht es nur müde Konkurrenz zu Bestehendem. Natürlich braucht solch ein Park ein Haus der offenen Tür. Ein Haus, in das jedermann hineinspazieren kann - und wieder heraus, ohne arbeitskreismäßig festgenagelt zu werden; ein Haus, in dem man sich vor Regen rettet, mit zwei Freunden Skat spielt, mit einem Kumpel Schach, in dem ein paar Tischtennisplatten stehen und genügend Sessel, in die man sich reinflegt und seine Freizeit genießt - frei. Natürlich muß das Haus Raum bieten für Veranstaltungen mittlerer Größenordnung. Es bedarf aber keineswegs jener Dimensionen, die es am Gysenberg hat - und es bedarf keines Programmes. Und wenn es dutzendfach bestritten wird: das Freizeithaus ist zu groß und, gemessen am Verhältnis von „geleisteten Freizeitstunden“ zur möglichen Besucherzahl, zu teuer.

Es wäre ein weiser Entschluß gewesen, sich dort oben zu bescheiden und für einen Teil der 1,9 Millionen Mark, die es gekostet hat, in den Herner Stadtbezirken drei oder vier kleinere Bürgerräume einzurichten. Dort fehlen sie nämlich.

Nun ja, man wird mit dem Freizeithaus leben müssen, und es allein macht zum Glück den Park nicht aus. Und daß der Rasen dort oben satt und grün ist und betreten werden darf, wird auch niemand leugnen können. Daß es Spaß macht, auf den 21 Hektar des Revierparks zu toben, wenn man noch klein ist, wird jeder Steppke bestätigen. Und daß es Schlimmeres gibt, als im Solarium zu schwitzen oder zu flirten, im Wellenbad zu plantschen - wer will schon Gegenteiliges behaupten?

Niemand. Außer jenen, die es sich nicht leisten können. Außer vielleicht den -zigtausend Hernern, die keine 7,50 Mark pro Familienkopf übrig haben für das Solarium und auch keine 2,30 Mark pro Person für das Freibad. Und Sozialtarife gibt's dort nicht.

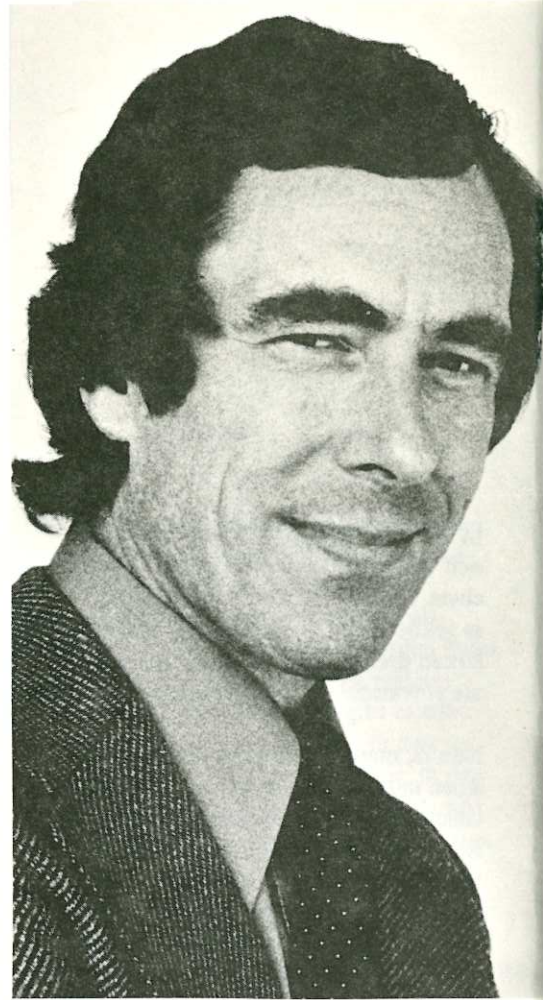
Die Freizeitmacher werden sich an ihren eigenen Theorien messen lassen müssen und eine jener schlauen Theorien ist diese, daß in dieser Gesellschaft die Freizeit des Einzelnen nicht nur dazu dienen kann, sich für den Arbeitsprozeß zu erholen, sondern auch genutzt werden muß, sich sozial zu integrieren. Nun integriert Euch mal, bleibt da nur noch anzufügen. Herner Arbeitslose aus Horsthausen: ab in die Sauna - kostet nur 7,50 und bei der Zehnerkarte verbilligt es sich auf 6,75 Mark. Wer die nicht hat, braucht auf seinen ganz speziellen Integrationsprozeß selbstredend nicht zu verzichten. Er kann durch den Tierpark schlendern, kostenlos, bittschön, oder durch 50 Hektar Stadtwaldt - auch zum Nulltarif.



Quintessenz der Bitternis? Der Park selbst ist schön und die Anlagen - bis auf das Freizeithaus - ohne Fehl und Tadel. Bis auf eine Kleinigkeit: es wird infolge der Preispolitik seiner sozialen Aufgabenstellung nicht gerecht und droht sogar ins Unsoziale abzugleiten. Wer A sagt, muß auch B sagen - wer eine solche Anlage in einer Region wie dieser auf Kosten der Allgemeinheit baut, muß zu sozialer Preispolitik bereit sein - wenn nötig, mit Hilfe von direkten Subventionen. Es sein denn, er will den Besserverdienenden ein elitäres Freizeitvergnügen bieten.

Das wird niemand wollen, aber genauso sicher wird niemand etwas ändern wollen. Ehe man sich selbst die Ohren lang zieht, wird man sich erst einmal kräftig die Kritiker, die unbequemen, vor die Brust nehmen.

Sei es drum. Bleibt nur noch eine Bitte, und die zu erfüllen kostet eigentlich nichts: laßt die Freizeit frei. Vor allem im Freizeithaus.



Mehr durch Zufall als bewußt und gewollt geriet ich am Anfang dieses Jahres in eine der ersten Programmbeiratssitzungen im Revierpark Nienhausen. Das heißt, Programmbeirat hieß die Sache damals eigentlich noch gar nicht, denn der sollte sich erst noch bilden. Graf von Schmettow, einer der Geschäftsführer, trug seine Ideen vom Partizipationsmodell vor (Beteiligung der Bürger an der Programmgestaltung) anhand von Grafiken, die mich stark an den Sozialkundeunterricht während meiner Schulzeit erinnerten. Ich hatte also mittlerweile schon gelernt, wie diese neue Institution Programmbeirat aussehen sollte.

Die Basis hierfür sollte in thematisch abgegrenzten Arbeitskreisen geschaffen werden. (Warum eigentlich Arbeitskreise, als ob ich nicht jeden Tag genug zu arbeiten hätte? Freizeitkreis klänge viel sympathischer.) Vertreter dieser Arbeitskreise koordinieren dann im eigentlichen Programmbeirat als übergeordnetem Gremium die einzelnen Veranstaltungen.

Zwischenzeitlich hatte meine erwachende Neugier mich die Teilnehmerliste dieser Sitzung studieren lassen und mir die Erkenntnis gebracht, daß ich hier wohl offensichtlich fehl am Platze war. Funktio-

näre von Gesangvereinen, Spielmannszügen, THW und allen möglichen sonstigen Vereinen, Verbänden und Klübschen waren hier anwesend, und so ganz langsam aber sicher beschlich mich das Gefühl, daß sich hier jeder ein möglichst großes Stück vom „Kuchen Revierpark“ für seinen Verband abschneiden wollte.

Tatsächlich war ich der einzige Teilnehmer an diesem Abend als Nichtvereinsfunktionär und ohne vorgestecktes Ziel. Nach rund einer Stunde interessierten Beobachtens meldete ich mich dann zu Wort und brachte meine Besorgnis zum Ausdruck, daß hier doch wohl die Gefahr bestehe, den Revierpark zu einer Basis von gehobener Vereinsmeierei zu machen, von der wir in unserem Land schon gerade genug haben. Vielmehr müsse der Revierpark den Bürgern eine Vielzahl von Möglichkeiten zu Sport, Spiel und Spaß bieten, die sich - aus welchen Gründen auch immer - keinem Verein anschließen wollen und die ihre Freizeit nicht organisiert, verplant und vorprogrammiert haben wollen. Die Begeisterung an einer plötzlichen Idee, die Spontantität müsse im Vordergrund stehen. Die Veranstaltungen sollen für den Besucher ein Erlebnis, ein Abenteuer, beinhalten, zum Mitmachen anregen

und vom „Berieselwerden“ wegführen. Wir brauchen Distanz von überkommenen Verhaltensweisen und Zwängen, denen die meisten von uns in der Arbeitswelt ausgesetzt sind.

Die Würfel waren gefallen! Als ein „einsamer Bürger“, wie ich in dieser Versammlung fortan hieß, wurde ich mit der Bildung des Arbeitskreises Musik und Kultur betraut.

Dieser AL besteht nun also seit gut acht Monaten, und eine Vielzahl von Veranstaltungen wurden von uns vorbereitet und durchgeführt. Er hat sich gezeigt, daß der AK von einer gewissen Fluktuation seiner Mitglieder lebt und Impulse bezieht. Wir haben also einen Teil ständiger Mitarbeiter und eine Zahl solcher, die sich aus aktuellen Anlässen heraus kurzzeitig anschließen.

Das Zusammenwirken im Programmbeirat hat seine ersten Früchte im neuen Programm des Revierparks gezeigt, aber prompt auch die ersten negativen Erfahrungen. Ich glaube nach wie vor, daß der Revierpark Spaß und Erlebnis bieten muß. Der Bürger soll die Möglichkeit haben, den Kontakt zum Mitmenschen, der in den Wohnsilos unseres (un)sozialen Wohnungsbaus verloren-



Von links nach rechts: Graf Schmettow, Martin Peters, Heinz Kurtzbach

gegangen ist, wiederzufinden. Der einzelne soll sich nicht hinter der Anonymität der Masse verstecken. Aber um diesen Weg beschreiten zu können, braucht man den Mut zu Experimenten, den Mut, auch einmal auf die „Schnauze“ zu fallen. Wer keine Fehler riskieren will, will auch nicht lernen!

Seit einigen Monaten zum Beispiel bereitet bei uns der Arbeitskreis Kontaktpflege ein Experiment „Teestube“ vor, mit Unterstützung des gesamten Programmbeirats. Hier sollen Bürger aller Altersgruppen in einem leicht umgebauten Raum in gemüthlicher Atmosphäre eine Basis des Kennenlernens finden, eine Basis zum Abbau von Vorurteilen und Konflikten. Dieses Projekt, technisch bestens vorbereitet von den Mitgliedern des AK (Umbauzeichnung, Statik, Materialliste), bisher ohne einen Pfennig Kosten, würde ca. 1000 Mark kosten und wird von der Geschäftsführung ständig mit fadenscheinigen Gründen verschoben und soll jetzt im Verwaltungsrat verhandelt werden. Wahrscheinlich kostet die Arbeitszeit von Geschäftsführern und Verwaltungsmenschen mehr als das ganze Projekt. Der Amtschimmel wiehert laut und vernehmlich.

Wenn man erst einen Programmbeirat haben will, sollte man dann auch fairerweise seine Entscheidungen billigen. Oder sollte

der Programmberiat nur eine Alibifunktion haben, um nach außen zu zeigen, wie ach so demokratisch unsere Behörden doch sind? Um das zu verhindern, brauchen alle drei Revierparks Bürger mit Mut zu Experimenten, mit Begeisterungsfähigkeit und auch Zivilcourage, denn, nur die Rechte, die man benutzt und für die man zu kämpfen bereit ist, behält man auch!

Martin Peters

Emils „letzter Wille“

Geschichten und
Dönekens aus dem
alten Sodingen

„Der Emil is jetzt auch Invalide.“

„Hör mich ja mit dem auf, dem Infanteriehau. Den konnste doch bald für nix gebrauchen. Mensch, weiße noch, wie der seinen Jungen die Entschuldigung geschriebl hat?“

„Ja dat Dorf wa ganz begeistert, wie dat bekannt wurde.“

„Noch besa wa doch dat Ding mit dem Makenkontrollör. Den hatta doch am Boden gehabt. Richtich aholt hat der sich doch von dem Schlach nie mehr richtich. Jeda hat doch den amen Hund damit gehänselt.“

„Wat da richtich wa, weiß ich nich, aba ganz unbekannt is mir die Sache nich.“

„Dann hör ma zu. Der Emil hat sich damals valetzt. Dreckich wara und im Gesicht mit Blut vaschmiert. Grausam sah dat aus. Die Kumpels ihn erste Hilfe geleistet, dann aufe Bahre und ab zum Schacht. Raus und ab inne Makenkontrolle. Hin zum Heilgehilfen, wat der Makenkontrollör ja gleichzeitig wa. Alle hamse den Emil da liegn sehn. Dat ganze Lohnbüro, die außere Makenkontrolle und wat da sons noch rumlief.

Der Emil am Stöhnen. Keine durfte ne anpacken. Der Makenkontrollör hat sich so üba ihn gebückt. Der Emil dat gemerkt und laute gestöhnt und gejammt. Dem Makenkontrollör hat dat blanke Mitleid außere Augen gekuckt. Und dann hat der Emil gesprochen:

Ich weiß, dat ich schwer valetzt bin. Ich weiß sogaa, dat ich sterben muß. Ich weiß auch, dat dat nich mehr lange dauert. Ich spür dat. Tut mir noch einen Gefallen. Erfüllt mir meinen letzten Wunsch. Dann kann ich ruhich sterben. Singt mir noch einmal dat Berchmannslied. Zum letztenmal.

Der Makenkontrollör von diesa Rede aufgewühlt, den Tränen nahe, holt aus allen Büros, wat noch nich da is. Dann habn se sich um die Bahre aufgestellt und habn gesungen „Glückauf, Glückauf“.

Die Sänga, aufgerührt von dem Anblick des leidenden Emil, sangen mit Inbrunst. Dem Makenkontrollör liefen die Tränen üba die Wangen. Anfangs vasuchte er sie noch vastohlen mit dem Handrücken abzuwischen. Et wurden zu viele. Das Leid des sterbenden Emil hatte ihn übamant.

Nach dem Absingen wa der Krankewagen da. Man fuhr Emil ins Krankenhaus. Nach Meinung der Sänga zu spät. Mitleid wa in allen Herzen. Soviel, daß nich nur beim Makenkontrollör die Augen feuchteten und schwitzten. Man wa sich einich: wieda ein Kumpel weniga.

Am andan Tach fiel dem Makenkontrollör die Kinnlade auf die Brust. Etwas furchtbares sah er. Litt er an Hallunizationen? Den Emil konnte es doch nicht mehr geben. Das war doch unmöglich. Ließen ihn seine Augen im Stich?

Nein, Emil kam mit seiner Kaffeepulle in der Hand auf ihn zu. War bei ihm und valangt seine Makenummer. Dat konnta nich vastehn. Halbtot habn se den wechgebracht und jetzt kommta abeiten. Den letzten Wunsch hat man dem afüllt, dat Berchmannslied hat man dem gesungen.

Rot vor Zorn und Wut gab er Emil die Makenumma. Von nun an hatte imma einen roten Kopp gekrieckt, wenna dem Emil die Numma geben mußte. Ja, der Emil wa schon ein Filu.“



Schlachtausstellung bei Lülß auf Kirchstraße. Die Vaeinsmitglieder versuchen jedem ne Kate anzudrehn.

Mensch, da kannze doch hinkommen. Da tuße doch nochn gutet Werk und haß noch wat davon. Kuck ma, wir sind nur mit fuffzehn Mann im Vaein und da is keina bei, der wat anne Füße hat. Allet Kumpels. Außadem wan se von unsam Vaein auch bei euch inne Ausstelung, obwohl keina von uns Kaninchen hat, höchstens ma am Sonntach aufn Tisch.

Sieße, dat hab ich doch gewußt, datte zwei Katen nimms. Zwei Mak, dat is doch kein Geld. Mensch, da machse ma nen Bau mehr.

Denk auch ma dran, datte bei uns watt geboten krieß. Dann kannze deine Frau auch mitbringn und die freut sich auch, datse ma raus kommt und wat andert sieht. Valosung habm wa, da kannze wat für deine Alsche gewinnen. Dat nächste ma, wenne üban Zappen gehaun haß, dann krieße auch den Kopp nich so gewaschen.

Dat kann ich dich vasprechen, dat unsa Vaein geschlossen auf eure Kaninchenausstellung kommt.

Kla, mit Fraun, und wenne wills, bringen wa die Blagen auch noch mit. Sieße, zwei Mak und allet is geritzt.

Sie jagen die Made im Speck

Unterwegs mit dem Lebensmittel- Prüfer

Worte wie „Frostbrand“ und „Bombage“ gehen ihnen über die Lippen wie einem Automechaniker die Begriffe Zündkerze und Schraubenschlüssel, und manch ein Lebensmittelhändler sieht sie lieber gehen als kommen: die beiden Lebensmittelkontrolleure der Stadt Herne, die sich zweimal in der Woche in Begleitung eines Revierbeamten des Ordnungsamtes mit Kühltasche und einem Wust von Papieren auf den Weg machen, um dem Lebensmittel- und Bedarfsgegenständengesetz vom 1. Januar 1975 genüge zu tun.

Einer dieser Lebensmittelsheriffs ist Wilhelm Koch (24), eigens für diese Aufgabe durch ein viersemestriges Studium in Berlin ausgebildet. Zusammen mit Hans Jerzembek (44), zuständig im Revier IV a, macht er sich an einem heißen Julitag an die Arbeit, diesmal in Begleitung eines Herner Redakteurs, von einem Filialleiter mit der Frage „Zwei Mann reichen wohl nicht?“ begrüßt.

In einem Supermarkt an der Bochumer Straße beginnt die Sammlung der Proben, die an der Kasse bezahlt werden und jeden Bürger der Stadt jährlich ganze 1,30 Mark kosten.

Scheinbar wahllos streifen Wilhelm Koch und Hans Jerzembek durch die Gänge, von Kunden nicht zu unterscheiden. Doch im Konservenregal suchen die beiden Männer gezielt nach Bohnen eines französischen Herstellers, nachdem im Januar in einer dieser Dosen die Reste einer Maus gefunden wurden. Schlamperei oder Racheakt eines unzufriedenen Arbeiters der Herstellerfirma? Die Frage bleibt offen und die Suche vergeblich. Dafür wandern zwei Dosen Grünkohl mit gefährlich gewölbten Deckeln in den Einkaufskorb. Ob der Verdacht auf Bombage (oder auf gut deutsch Gasbildung) sich

bestätigt, wird sich noch am gleichen Tage im Untersuchungsamt der Nachbarstadt Bochum zeigen.

Eine Bauernmettwurst, ein abgepacktes Stück Käse, ein Hähnchen und eine Packung Brot werden den Grünkohl begleiten.

Im nächsten Supermarkt setzt sich die „Beute“ aus einem Becher Sahne, einem Päckchen Toast, einer Dose Bratheringe und zwei weiteren Waren zusammen, die den Begleiter in Erstaunen versetzen: eine Packung Früchte-Müsli und ein Malkasten für Kinder. Das Früchte-Müsli dient der Überprüfung einer Verbraucherbeschwerde, die jede Menge Brotkäfer in der Packung beanstandete, und der Malkasten ist ein sogenannter Bedarfsgegenstand, der indirekt in den Stoffwechsel des Menschen geraten kann.

Das Früchte-Müsli ist diesmal einwandfrei (Koch: „Die letzte Packung lief fast alleine davon“), und das Ergebnis beim Malkasten folgt später. Gleich aus dem Regal genommen werden dagegen 24 Packungen Fleischsalat, deren Deckel sich mächtig gebläht haben und sich im Büro des Supermarktes ohne Kühlung sichtbar weiter blähen. Der Geschäftsführer will trotz eingehaltener Frischhaltefrist das Ergebnis der Untersuchung gar nicht erst abwarten. Was nicht mehr im Handel ist, sagt er, kann zu keinen Komplikationen mehr führen.

Die Arbeit der Kontrolleure, die von jeder Probe ein versiegeltes Doppel mit Begleitpapier für den Hersteller am „Tatort“ zurücklassen, geht in einem kleinen Lebensmittelgeschäft, einem sogenannten Tante-Emma-Laden, an der Mont-Cenis-Straße zu Ende. Hier entdecken die Prüfer nicht nur die gesuchten französischen Bohnen son-

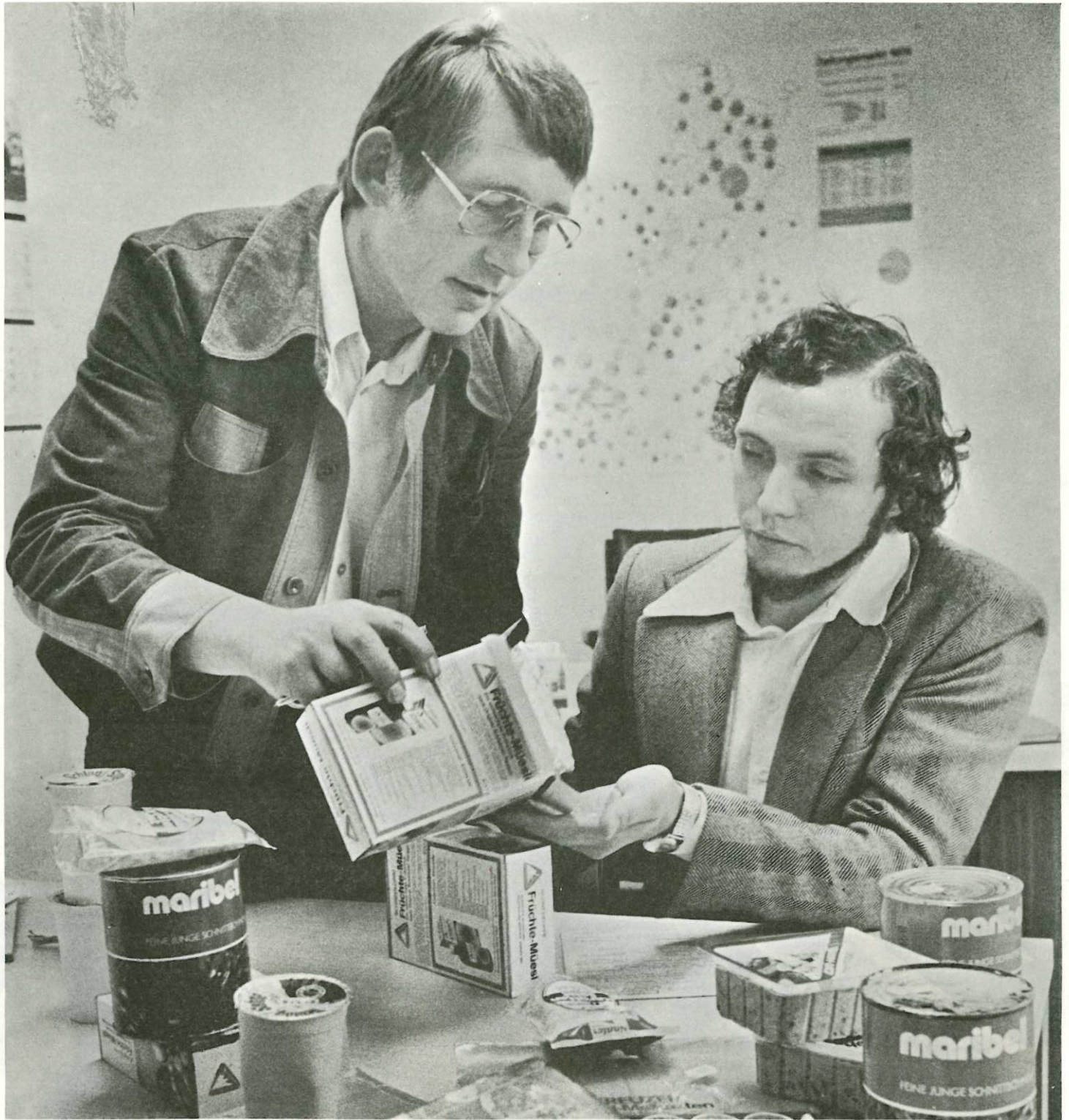
dern auch eine seit zwei Tagen defekte Kühlung sowie Tomaten ohne Angabe der Handelsklasse, Brot ohne Preisauszeichnung, und ein Haar-Spray ohne den vorgeschriebenen Vermerk über die Anwendung.

Koch und Jerzembek wissen, wie schwer es gerade die „Kleinen“ in der Branche haben. Die Ladeninhaberin, seit über 30 Jahren dabei, ist über die sich zudem noch ständig ändernden Gesetzesvorschriften, deren Studium selbst die Männer vom Amt oft Stunden an den Schreibtisch fesselt, nur unzureichend informiert, nach entsprechender Aufklärung aber gutwillig. Was abzustellen möglich ist, wird sofort gemacht, den Rest kontrolliert der Revierbeamte ein paar Tage später.

Für den Bürger als Kunden ist es gut zu wissen, daß es Leute wie Wilhelm Koch gibt, obwohl sie jedes Geschäft häufig nur einmal im Jahr kontrollieren können und dabei im Durchschnitt etwa zehn Lebensmittelproben und eine Bedarfsgegenständeprobe pro 2000 Einwohner nehmen.

Die Waffe der Lebensmittelkontrolle hat zwei Seiten: die stumpfe des relativ seltenen Besuchs der einzelnen Geschäfte und die scharfe des Überraschungsmoments der nie angekündigten Besuche.

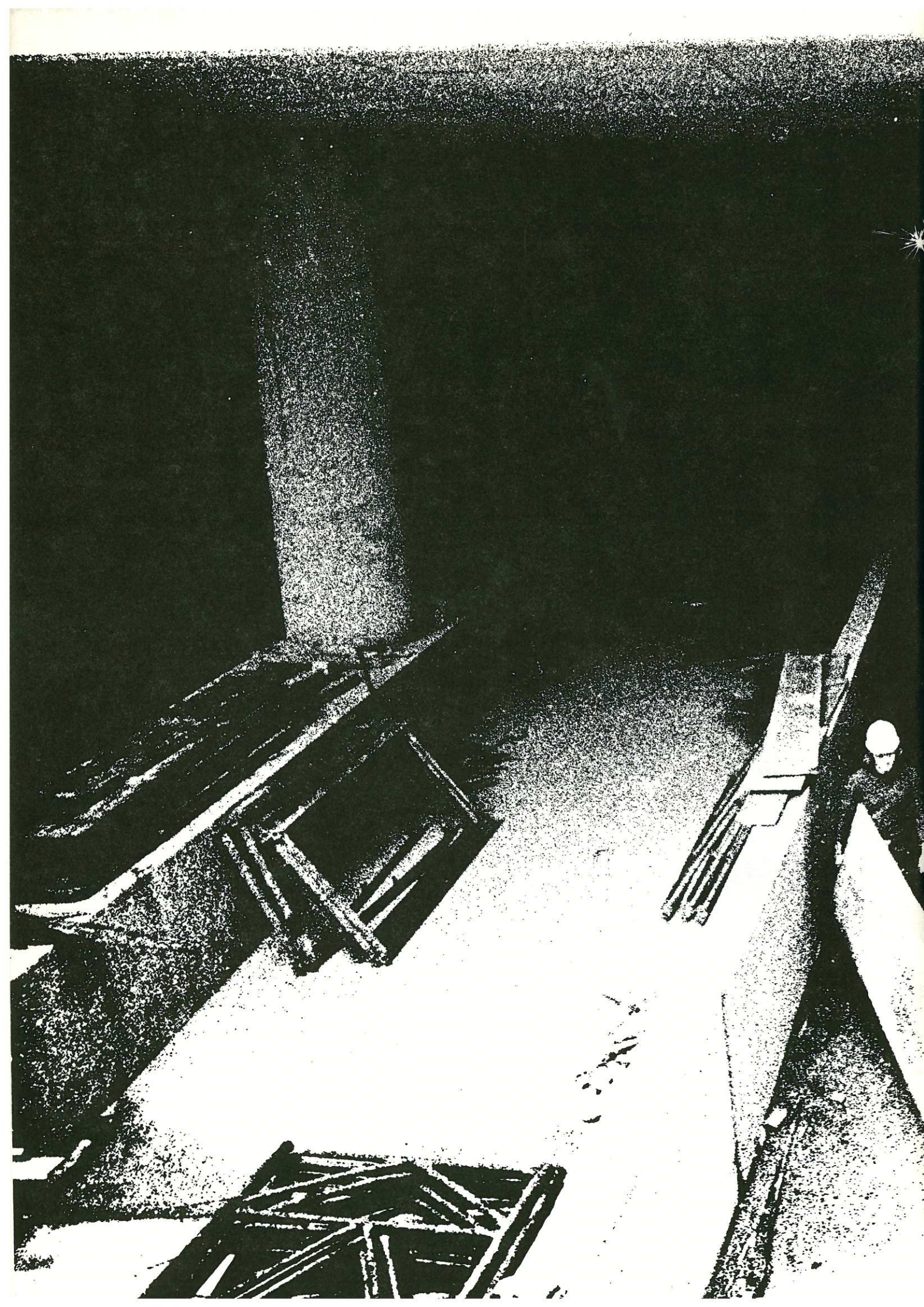
Von der Wirkung der letzteren können nicht nur Imbißhallenbesitzer berichten, die regelmäßig Ziele von Schwerpunktaktionen durch den Regierungspräsidenten in Arnsberg sind. Auch ein Dortmunder Weinpantcher lernte Wilhelm Koch unfreiwillig kennen, als der Herner Lebensmitteltechniker 7000 Flaschen Kunstwein auf der Gelsenkirchener Mülldeponie Emscherbruch kurzerhand mit der Planierdraht in den Dreck stampfen ließ. Ganz zu schweigen von dem Herner Gemüse-



händler, der zehn Päckchen Feigen zum Stück von 50 Pfennig verkaufen wollte und sich eine Ordnungsstrafe sowie Untersuchungs- und Anwaltskosten in mehr als tausendfacher Höhe einhandelte.

Die „frischen“ Feigen waren über ein halbes Jahr alt, und Wilhelm Koch bot sich beim Blick durch die Lupe das Bild einer Völkerwanderung von Milben, die sich an den Feigen gütlich taten.

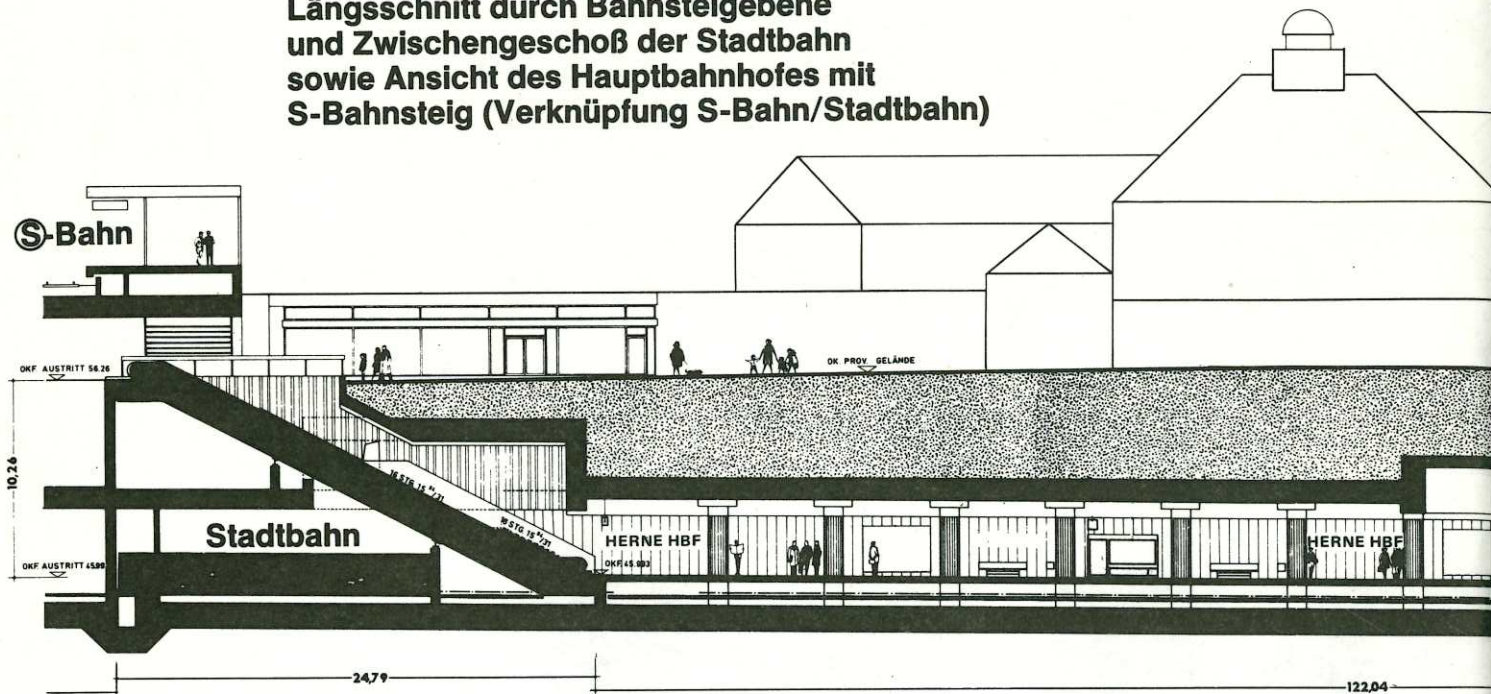
Klar, daß Wilhelm Koch Beruf und Privatleben nicht voneinander trennen kann. Wenn er samstags mit seiner Frau in seiner Heimatstadt Recklinghausen einkaufen geht, weiß sich die Gattin in guter Begleitung. Der kritische Blick gilt auch dem eigenen Bedarf.



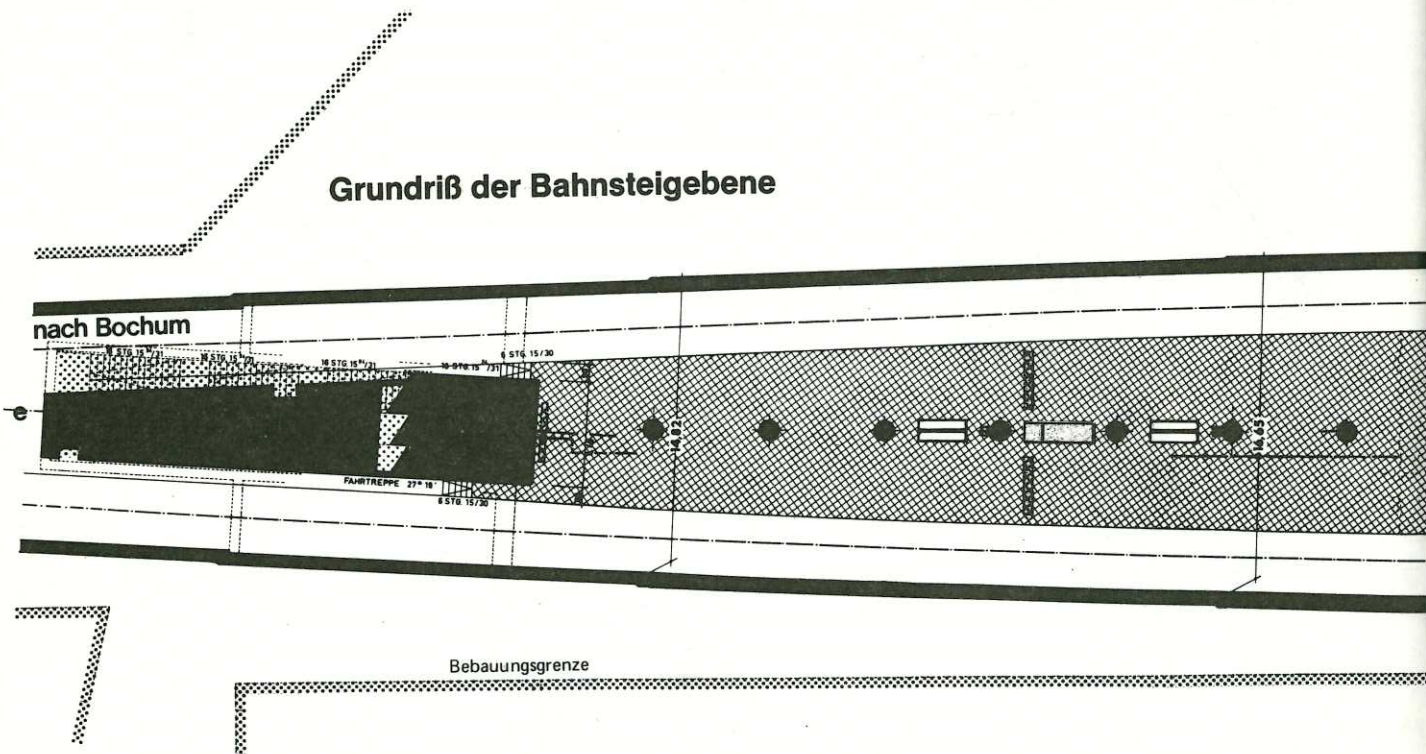
Neues aus dem Untergrund



**Längsschnitt durch Bahnsteigebene
und Zwischengeschoß der Stadtbahn
sowie Ansicht des Hauptbahnhofes mit
S-Bahnsteig (Verknüpfung S-Bahn/Stadtbahn)**

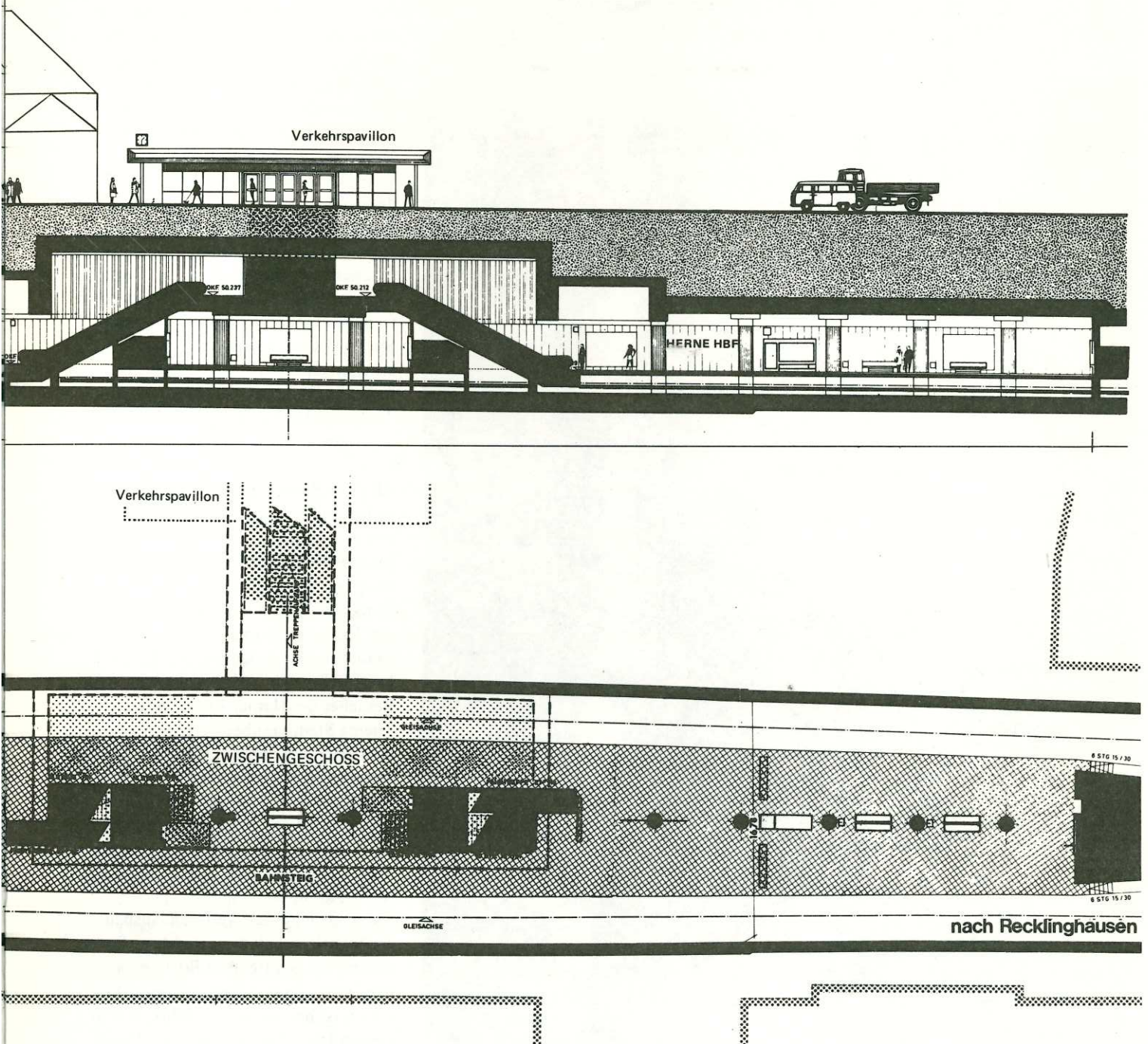


Grundriß der Bahnsteigebene



Wohin fährt die Stadtbahn? In den letzten Wochen und Monaten hat es ja an Fragen und auch an Streitigkeiten um den öffentlichen Personennahverkehr wahrhaftig nicht gefehlt. Vor allem die U-Bahn und die Stadtbahnprojekte waren und sind ein beliebtes Diskussionsthema.

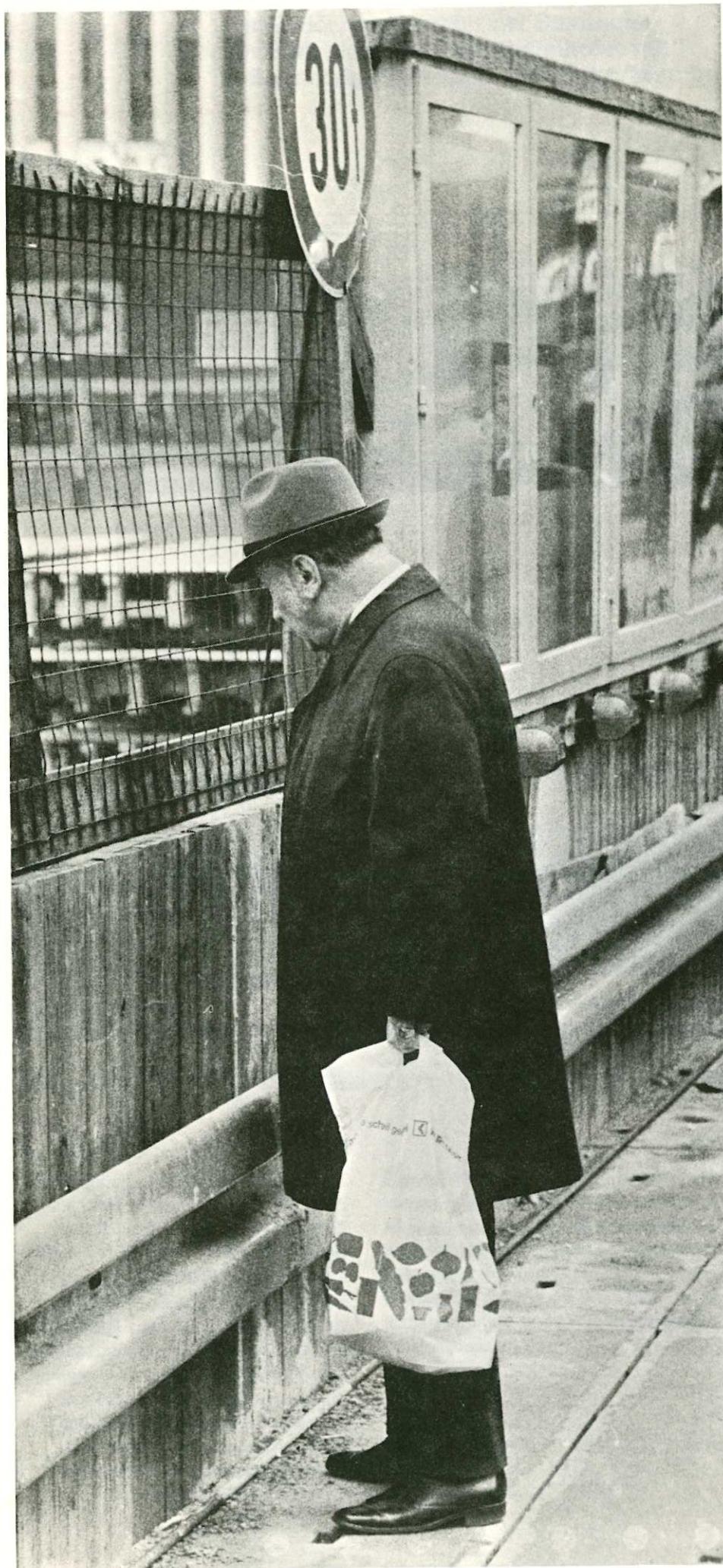
Nach einem Besuch des Staatssekretärs Ruhnau aus dem Bundesverkehrsministerium in den stadtbahnbauenden Städten wurde bereits von einem „Abschlanken“ der Personennahverkehrsprojekte gesprochen. Ende Mai hat schließlich das Bundeskabinett den entsprechend veränderten verkehrspolitischen Zielsetzungen im öffentlichen Personennahverkehr zugestimmt. Danach sind an die Förderungswürdigkeit von Nahverkehrsvorhaben noch strengere Maßstäbe anzulegen. Das langfristige Investitionsprogramm von 1974 wird um etliche Maßnahmen gekürzt und auf das finanziell Machbare zurückgeführt.



Bundesweit war vor Jahren der öffentliche Personennahverkehr als das Lieblingskind der Verkehrsplanung entdeckt worden. Und dementsprechend wurde er gefördert. Inzwischen jedoch ist aus dem Lieblingskind ein Sorgenkind geworden: die Einnahmen aus der Mineralölsteuer sind nämlich spürbar gesunken und mit ihnen die Begeisterung für den rasanten Ausbau des U- und Stadtbahnnetzes.

Die Investitionsplanungen im öffentlichen Personennahverkehr werden außerdem auf den Zeithorizont 1985 ausgedehnt. Durch die Konzentration der Mittel soll es zu einem möglichst zügigen Baufortschritt in den einzelnen Bereichen kommen. Mit dem Ziel: „Bau- und Systemruinen darf es nicht geben.“

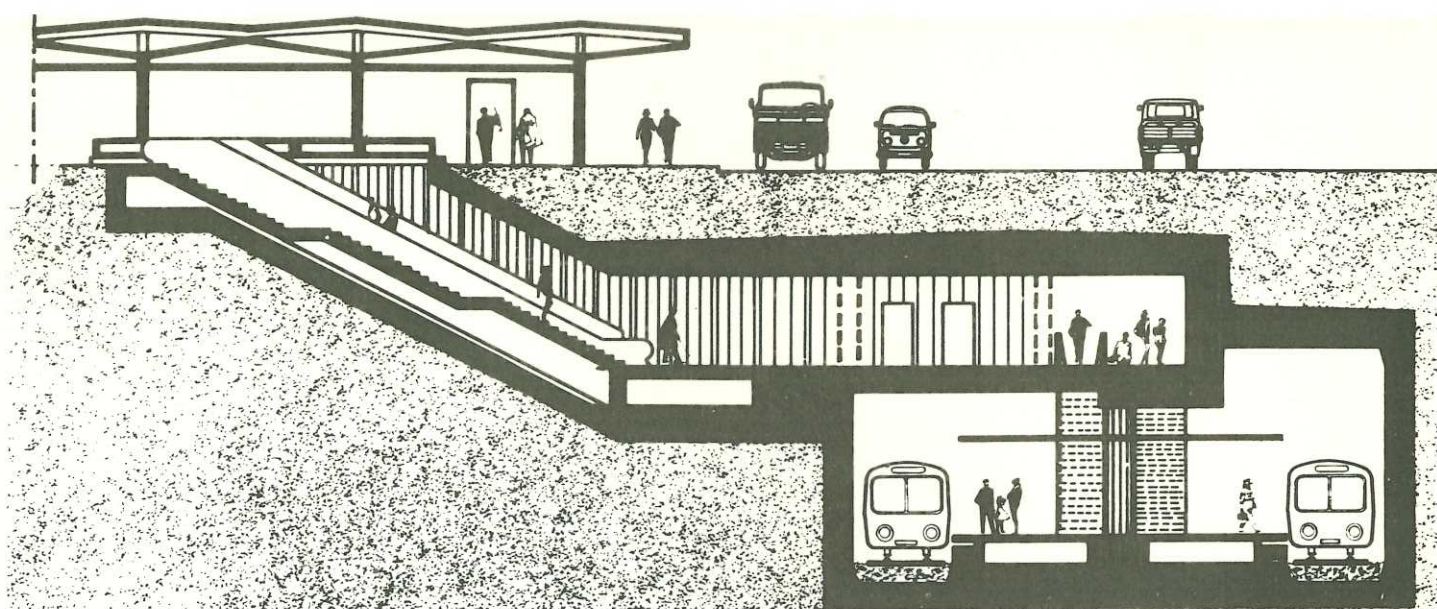
Ein kurzer Blick auf die ursprüngliche Planung soll klarmachen, in welchem Zusammenhang das Baugeschehen in Herne steht. Das vor fünf Jahren vorgelegte Nordrhein-Westfalen-Programm 1975 sieht eine regionale Stadtbahnstrecke von Recklinghausen Hauptbahnhof über Herne, Bochum Hauptbahnhof nach Hattingen vor. Durch Konzeptänderungen im Bochumer Raum wird diese Stadtbahnstrecke im südlichen Teilbereich nicht von Bochum nach Hattingen sondern von Bochum zur Ruhr-Universität gelegt.



Der rasche Planungsbeginn durch die Stadt Herne führte noch im Jahre 1970 zum Start der Bauarbeiten für den Stadtbahnbau. Damals ging es los mit der Baufeldfreimachung und der Verlegung der Versorgungsleitungen im Bereich des Bauloses II zwischen Vinckestraße und Roonstraße. Nach Abwicklung der planungsrechtlichen Voraussetzungen wurde dann im Februar 1972 der erste Verbauträger für die Rohbauarbeiten am eigentlichen Tunnelbauwerk gesetzt. Mitte 1973 begannen die Bauarbeiten im Baulos III zwischen Vinckestraße und Steinweg, sowie die Arbeiten zur Baufeldfreimachung für das Los IV zwischen Steinweg und Siepenstraße. Die Bauarbeiten am Tunnel im Bereich des Bauloses IV begannen im Mai 1974, die im Baulos I im November desselben Jahres.

All diese Baumaßnahmen werden planmäßig und termingerecht weitergeführt; mit dem Ergebnis, daß Ende 1976 im gesamten Bereich Herne-Mitte die oberirdisch sichtbaren Stadtbahnbauarbeiten fertiggestellt sind. Auch die Oberflächen von Fahrbahnen und Fußgängerbereichen werden bis zu diesem Zeitpunkt wiederhergestellt sein, so daß Anwohner und Besucher der Herner Innenstadt das Thema Stadtbahnbau vergessen können. Ja, zum Teil werden sie im Zuge der Einmündung der Bochumer Straße in die Holsterhauser-/Sodinger Straße (am südlichen Beginn der Fußgängerzone in der Bahnhofstraße) bereits eine unterirdisch angelegte Fußgängerpassage benutzen können.

Die Stadt wird den weiteren Ausbau der Stadtbahnanlage in Richtung Süden, also bis zur Stadtgrenze Bochum, vorantreiben; das planungsrechtliche Verfahren ist bereits durchgeführt, und in diesem Jahr noch wird mit den Bauarbeiten im Bereiche des Bauloses V zwischen Siepenstraße und der Einmündung der Gräffstraße in die Bochumer Straße begonnen: zunächst wiederum mit der Baufeldfreimachung, das heißt mit der Verlegung der Versorgungs- und Entwässerungsleitungen aus dem eigentlichen U-Bahnbaubereich hinaus. Besondere Schwierigkeiten wird dabei die Verlegung des Westbaches erfordern, der in Höhe der Kreuzung Bochumer Straße / Hölkeskampring / Westring von Südost nach Nordwest verläuft. Die Ausbauarbeiten am Westring werden deshalb auch an der Einmündung der Walter-Bälz-Straße in den Westring abgebrochen, das Reststück wird bis zur Bochumer Straße nur provisorisch hergerichtet.



Die eigentlichen Arbeiten am Tunnelbauwerk kommen dann im Lauf des Jahres 1976 in Gang. In dem 658 Meter langen Teilstück liegt der Haltepunkt Hölkeskampring, ebenfalls mit einem Fußgängerzwischengeschoss zur kreuzungsfreien Überquerung der Fahrbahn ausgerüstet. In zeitlich noch nicht exakt abschätzbarer Folge werden sich dann die Baulose VI und VII in Richtung Bochum-Riemke anschließen.

Wie es mit dem Fortschritt der Bauarbeiten in Richtung Norden aussieht, hängt unter anderem von der Stadt Recklinghausen ab. Die Nachbarn sind sich nämlich noch nicht darüber im klaren, ob sie sich per Stadtbahn nach Süden hin öffnen sollen. Ziemlich sicher dürfte jedoch in Herne die Fortsetzung durch den Bau des Bauloses VIII mit dem Haltepunkt in Höhe Forellstraße / Nordstraße (früher Hafenstraße) sein; dagegen ist der Zeitpunkt einer Unterfahung des Rhein-Herne-Kanals und der Emscher mit den Stadtbahnanlagen noch offen.

Auch hier in Herne hat es in den vergangenen Monaten zahlreiche Diskussionen um die Betriebsformen der Stadtbahn gegeben. Ziel aller Überlegungen war es, möglichst frühzeitig in fertiggestellten Anlagen den Betrieb aufzunehmen. Deshalb hat sich die Landesregierung dazu durchgerungen, den Stadtbahnwagen A aufzugeben und stattdessen den Wagen Kölner Bauart (Stadtbahnwagen B) einzuführen. Der Wagen vom Typ A ist ein reiner U-Bahn-Wagen, der von einer unten liegenden dritten Schiene den Strom abnimmt, während der Wagen vom Typ B den Strom von einer Oberleitung abnimmt, so wie die Straßenbahn.

Mit anderen Worten: die Stadtbahn wird zwar weitgehend unter Tage geführt, aber als Straßenbahn. Auf diese Weise können auch Stadtbahn-Teilstücke schon benutzt werden, bevor das gesamte Stadtbahnnetz fertiggestellt ist.

Die besonderen, auch in Herne aktuellen Probleme des Meterspurbereichs sind mit dieser Entscheidung aber nicht gelöst. Bekanntlich fährt im Gegensatz zu Dortmund, Duisburg, Düsseldorf und Köln die Straßenbahn im engeren Ruhrgebiet auf einer Spurweite von einem Meter, die anderen genannten Städte jedoch fahren in der Normalspurbreite von 1.435 Meter - wie auch die Bundesbahn. Die Verkehrsbetriebe dieser engeren Ruhrgebietsstädte haben einen Entwicklungsauftrag für einen Stadtbahnwagen M (wobei M für Meterspur steht) gegeben. Dieses Fahrzeug hat aber nur geringe Chancen, je gebaut zu werden; einfach deshalb, weil die geringere Spurweite zu enge technische Grenzen setzt.

Neuere Überlegungen gehen nun dahin, so um 1984/85 einen Stadtbahnbetrieb mit dem Stadtbahnwagen B zu fahren und zwar unterirdisch fast im ganzen Bereich Herne sowie auf dem Teilstück zwischen Nordring und Waldring in Bochum. Das Teilstück zwischen der Stadtgrenze Herne/Bochum und dem Nordring wird dann vom Stadtbahnwagen B oberirdisch befahren; dazu ist dann natürlich eine Umspurung der vorhandenen Straßenbahngleise erforderlich. Auch die in Bochum südlich anschließende Fortsetzung bis zur Universität kann bis zu diesem Zeitpunkt für den Betrieb mit dem Wagen B hergerichtet werden.

Als Fazit all dieser Überlegungen ergibt sich also die Aussicht, daß in absehbarer Zeit die Anlagen auch tatsächlich einer sinnvollen Nutzung zugeführt werden; daß weitergebaut wird; daß der gewaltige Aufwand nicht vertan ist. Schließlich hat die Stadtbahn schon bis heute einiges Geld gekostet. Allein im Abschnitt Herne waren es bisher rund 370 Millionen Mark für die Planung und den Ausbau. Davon kamen 60 Prozent aus der Kasse des Bundes, 30 Prozent stammen aus den Landesmitteln, und zehn Prozent der zuwendungsfähigen Kosten hat die Stadt Herne selbst zugesteuert.

Für den Abschnitt Herne wird es also wirklich keine Bau- oder Systemruinen geben; Champignons werden unter der Bahnhofstraße nicht gezüchtet werden. Wenn der Zeitpunkt der Fertigstellung von ursprünglich Ende der 70iger Jahre nun in die 80iger Jahre hineinverlegt werden mußte, so ist doch nicht zu übersehen, daß die durchgeführten Arbeiten auch manchen anderen Vorteil für die Infrastruktur unserer Stadt gebracht haben: eine wirklich fußläufige Haupteinkaufsstraße, die Beseitigung von Verkehrsengpässen durch Trennung des Fahrzeug- vom Fußgängerverkehr und die räumlich bessere Ausgestaltung des Straßennetzes. Erwähnt werden muß schließlich die Auswirkung all der gewaltigen Aufwendungen auf die Beschäftigungsanlage in der Stadt, Mancher Arbeitsplatz konnte im Gefolge der Bauarbeiten erhalten, andere hinzugewonnen werden, was letztlich dem Steueraufkommen und damit der Leistungskraft der Stadt für andere Aufgaben förderlich ist.

Günter Rubach

Reizvolle und farbige Tupper wie diese Trinkhalle gab es hier auch früher schon - als der Kohlenpott noch ein Kohlenpott war. Zuerst stand die „Bude“ in Gelsenkirchen, denn da war sie 1902 im Auftrag einer Getränkefabrik gebaut worden. Später geriet

sie auf die Gelsenkircher Straße in Wanne. Sie funktionierte dort bis 1970 als Trinkhalle und ging dann ins Eigentum der Stadt Wanne-Eickel über. Heute gehört das jugendstilige Prachtstück zu den Attraktionen des Heimatmuseums an der Unser-Fritz-

Straße. Extra für die Titelseite dieser Bürgerillustrierten hat Anna Mentrup die „Bude“ gemalt; aus der Erinnerung. Sie ist natürlich alte Wannerin. Aus dem städtischen Bildarchiv stammt das Foto unten. Es entstand in den sechziger Jahren. Der Fotograf: Friedrich Rossmann.

